EULENFISCH Literatur

Inhalt

Bibel

5 *Guus Kuijer*
Die Bibel für Ungläubige
Hermann-Josef Perrar

6 *Peter Wick*
Jona
Alban Rüttenauer

8 *Petra Roedenbeck-Wachsmann / Bernd Vogel*
Werkbuch Paulus
Manfred Diefenbach

9 *Thomas Söding*
Nächstenliebe
Matthias Helmer

11 *Ambrogio Spreafico*
Feinde werden Freunde
Heribert Löbbert

Kirche

13 *Volker Reinhardt*
Luther, der Ketzer
Bernward Schmidt

15 *Volker Leppin*
Die fremde Reformation
Bernward Schmidt

17 *Daniela Blum*
Der katholische Luther
Bernward Schmidt

19 *Alex Lefrank*
Kirche ist paradox
Werner Löser SJ

21 *Bertram Dickerhof*
Der spirituelle Weg
Sr. Raphaela Brüggenthies

22 *Urs Eigenmann*
Dom Hélder Câmara
Karl Vörckel

24 *Leonardo Boff / Luigi Zoja*
Die Wahrheit ist größer
Karl Vörckel

25 *Stephan Mokry*
Kardinal Julius Döpfner und das Zweite Vatikanum
Joachim Schmiedl

27 *Karl Gabriel / Christian Spieß / Katja Winkler*
Wie fand der Katholizismus zur Religionsfreiheit?
Magdalene Kläve

Kunst

29 *Emmanuel Carrère*
Das Reich Gottes
Friederike Lanz

31 *Georges Bernanos*
Tagebuch eines Landpfarrers
Rüdiger Kaldewey

32 *Max Brod*
Der Meister
Rita Müller-Fieberg

34 *Andreas Mauz / Ulrich Weber (Hg.)*
„Wunderliche Theologie“
Georg Langenhorst

36 *Barbara Schreiter*
Himmel auf zwei Beinen
Thomas Menges

37 *Alf und Thomas Bayrle*
Seniorenfeier
Thomas Menges

38 *Gesine Dammel (Hg.)*
Mein Weihnachtsbild
Alexandra Reißmann

40 *Klaus W. Hälbig*
Die Tür zur Gottesschau
Stefan Scholz

Philosophie/Ethik

43 *Konrad Ott*
Zuwanderung und Moral
Christof Mandry

45 *Wolfgang Huber*
Ethik
Ingo Proft

46 *Zentralrat der Juden in Deutschland / Schweizerischer Israelitischer Gemeindebund (Hg.)*
„Lehre mich, Ewiger, Deinen Weg“
Andreas Verhülsdonk

48 *Daniele Dell’Agli*
Aufruhr im Zwischenreich
Dirk Preuß

50 *Kurt Remele*
Die Würde des Tieres ist unantastbar
Helmut Müller

52 *Bernhard Welte*
Das Licht des Nichts
Linus Hauser

54 *Volker Ladenthin*
Zweifeln, nicht verzweifeln!
Peter-Felix Ruelius
56 *Karl Kardinal Lehmann*
Toleranz und Religionsfreiheit
Albrecht Voigt
58 *Ulrich Lüke*
Als Anfang schuf Gott … den Urknall
Karl Vörckel
59 *Andreas Scheib*
Philosophie für Theologen
Stephan Herzberg

Religionspädagogik

62 *Birgit Borcherding / Monika Kuchenwald*
Gemeinsam beginnen
Andrea Velthaus-Zimny
63 *Doreen Blumhagen*
Lerntheke Religion 5/6
Andreas Thelen-Eiselen
64 *Doreen Blumenhagen*
Lerntheke Religion 5-7
Andrea Velthaus-Zimny
65 *Edgar Reuber*
Jesus als Tatort Gottes
Jesus, der Sonderling aus Nazareth
Jesu Worte, was will der eigentlich von mir?
Sebastian Lindner
67 *Heike Bertsch-Nötinger / Martin Neher / Nelia Stark*
„Gott braucht dich nicht"
Mirjam Zimmermann
68 *Simone Hiller / Johannes Gather / Matthias Gronover / Aggi Kemmler*
Technik – Leben – Religion
Sebastian Lindner
70 *Klaus Depta*
Rock- und Popmusik als Chance
Peter-Felix Ruelius
72 *Melanie Mühl*
15 sein
Alexandra Reißmann

Theologie

75 *Gerhard Lohfink*
Im Ringen um die Vernunft
Gerd Neuhaus
77 *Knut Wenzel*
Offenbarung, Text, Subjekt
Heribert Körlings
78 *Wolfgang Baum*
Negativität als Denkform
Eckhard Nordhofen
81 *Dionysius Areopagita*
Über alles Licht erhaben
Thomas Brose
83 *Thomas Pröpper*
Gottes Freundschaft suchen
Christian Heidrich
84 *Christoph Markschies*
Gottes Körper
Joachim Valentin
86 *Klaus Viertbauer / Heinrich Schmidinger (Hg.)*
Glauben denken
Bernhard Fresacher
89 *Tomás Halík*
Ich will, dass du bist
Günter Nagel
91 *Martin Schleske*
Herztöne
Sr. Raphaela Brüggenthies
92 *Reiner Sörries*
Ein letzter Gruß
Dirk Preuß
94 *Reiner Sörries*
Vom guten Tod
Johannes Lorenz
96 *Markus Grimm*
Wo bitte geht's zum Leben?
Heribert Löbbert

Andere Religionen

99 *Hermann-Josef Frisch*
Der Koran für Christen
Günter Riße
100 *Lorenz Just*
Mohammed
Barbara Huber-Rudolf
102 *Hubert Frankemölle*
Vater im Glauben?
Günter Riße
104 *Celalettin Kartal*
Deutsche Yeziden
Thomas Wagner

Bibel

Ungläubige Paulus

Feinde Freunde

Jona Nächstenliebe

Guus Kuijer
Die Bibel für Ungläubige
Erster Band: Der Anfang. Genesis
Aus dem Niederländischen von Anna Carstens und Angele Wicharz-Lindner

Stuttgart: Reclam Verlag. 2016
319 Seiten
9,95 €
ISBN 978-3-15-020391-0

Guus Kuijer nimmt mit seiner Auswahl auf folgende Textkomplexe der biblischen Genesis Bezug – die Geschichten Adams (Gen 2,4-4,26), Hams (Gen 5,1-9,29), Schelachs (Gen 10,1-11,32), Saras (Gen 12,1-21,21), Isaaks (Gen 21,22-28,9) und Ben-Onis (Gen 28,10-47,12). In der Art seines Erzählens zeigt Guus Kuijer, dass er ein genauer Kenner der ursprünglichen biblischen Texte ist. Alle vorliegenden Erzähltexte sind Kompositionen des Autors, bei denen er sich von folgenden literarischen Aspekten leiten lässt:

Erstens: Die ursprüngliche Distanz zwischen Schriftsteller und biblischer Gestalt überwindet er zuerst dadurch, dass er die jeweilig ausgewählte Gestalt in der Ich-Form erzählen lässt. Diese Ich-Erzählungen bewirken ein zweifaches: Mit dem Ich-Erzählen will der Autor zum einen autobiographische Authentizität suggerieren, zum anderen kann er so seinem fiktionalen Erzählen freien Lauf lassen, sind doch die ausgewählten biblischen Texte fiktionale Texte (Menschwerdung – Sintflut – Turmbau zu Babel – Bindung Isaaks – Benjamin/Josef).

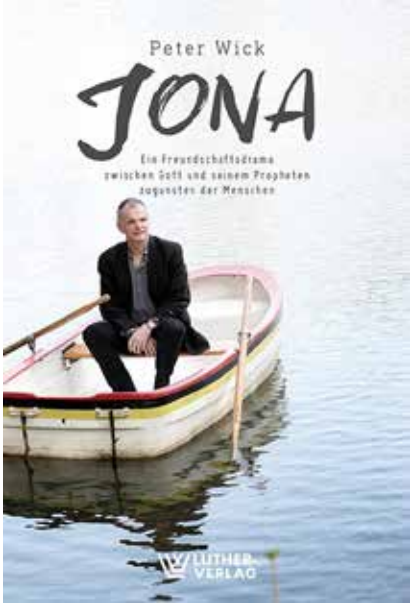
Durch den Ich-Erzähler greift Kuijer zweitens immer wieder die nicht gewählten Erzählmöglichkeiten der biblischen Texte auf. Außerdem hat der Erzähler Kuijer drittens ein Auge für die Leerstellen der biblischen Erzähltexte und füllt diese erzählerisch mit seinen fiktionalen Vorstellungen. Durch den biographischen Erzählstil und das Füllen von Leerstellen eröffnen sich viertens überraschende, neue Erzählperspektiven, die zum Nachdenken anregen. Durch das Stilmittel der Selbstreflexion und des Selbstgesprächs gelingt es dem Autor fünftens, sich in die jeweils ausgewählte biblische Gestalt – sei es Mann oder Frau – zu vertiefen.

Wer die literarische Dimension biblischer Texte ernst nimmt, kann sich zum einen durch die fiktionale Erzählweise Kuijers für die fiktionale Dimension biblischer Texte öffnen lassen, zum anderen kann diese Erzählweise den Anstoß dazu geben, sich von neuem der Sperrigkeit, Sprödigkeit, Widerständigkeit, Widersprüchlichkeit und befremdender Fremdheit der Originale auszusetzen und über sie nachzudenken. Bibel lesen war noch nie eine leichte Lektüre. Sie verlangt von jedem Leser aktive geistige Mitarbeit – auch das Buch von Guus Kuijer.

Hermann-Josef Perrar

Peter Wick
Jona
Ein Freundschaftsdrama zwischen Gott und seinem Propheten zugunsten der Menschen

Bielefeld: Luther Verlag. 2015
142 Seiten
12,95 €
ISBN 978-3-7858-0684-5



Eine Leiderfahrung von Büchern, die etwas zur Gegenwart sagen möchten, besteht darin, dass sie bereits im Erscheinen von den Zeitereignissen eingeholt und überrollt werden können. Peter Wick konnte beim Abfassen seines Buches noch nicht absehen, welche Flüchtlingsströme im Verlauf der nächsten Zeit nach Europa und speziell Deutschland aufbrechen würden. Allerdings haben sich schon vorher immer wieder genug Flüchtlingsdramen auf demselben Meer ereignet, auf dem ein Jona einmal über Bord musste. Hier stellt es einen glücklichen Schachzug des Autors dar, dass er es von vornherein vermeidet, irgendeinen Bezug zu gegenwärtigen politischen Ereignissen herzustellen, und das Buch Jona ausschließlich als einen biblischen Text behandelt, auch wenn einen das eine oder andere Mal beim Lesen das Gefühl beschleicht, er hätte es mit der Askese nicht so übertreiben müssen. Wer sich selbständig nach solchen Bezügen auf den Weg machen möchte, wird, was den biblischen Hintergrund betrifft, mit diesem Buch ein gutes Hilfsmittel haben, um etwa im Religionsunterricht die tröstliche Botschaft zu vermitteln, wie Gott gerade an der Seite derer steht, die aus unterschiedlichen Gründen und in unterschiedlichsten Zusammenhängen immer wieder „über Bord“ müssen.

Der Aufweis der vielen innerbiblischen Bezüge macht den größten Wert des Werkes aus, dessen Autor bewusst auf historisch-kritische Analyse verzichtet und dafür auf andere Autoren verweisen kann. Er selber sieht sich in der Auslegungstradition des rabbinischen Judentums. Wie sehr der Autor inhaltlichen Fragestellungen vor formalen den Vorzug gibt, wird schon äußerlich daran erkennbar, dass er im Text zwar nicht auf Überschriften mit stichpunktartigen Hinweisen auf den Inhalt des Folgenden, sehr wohl aber auf jegliche Zählung von Kapiteln verzichtet. Den Hauptteil des Buches bildet eine Vers-für-Vers-Auslegung, die sehr genau in einer wortgetreuen Übersetzung auf den Grundtext und die verschiedenen Bedeutungsschattierungen einzelner hebräischer Ausdrücke eingeht. Dabei ergeben sich viele interessante Beobachtungen.

Auf eine nähere Analyse des Gesamtaufbaus sowie größerer literarischer Strukturen, mit denen bestimmte Ereignisse in Szene gesetzt werden, verzichtet der Autor weitgehend. Nur auf die Wiederholung wichtiger Worte und einzelne Rückbezüge wird sehr sorgfältig eingegangen. Von ihm hergestellte wertvolle biblische Bezüge sind das biblische Vorbild der Jona-Erzählung, nämlich der Prophet Jona innerhalb der Königsbücher, der als Heilsprophet in unheilvoller Zeit auftritt, Parallelen zum 139. Psalm, Entsprechungen zu Stellen in anderen Prophetenbüchern und Personen des AT (Hiob, Elia) sowie Stellen und Personen im NT (Petrus, Jesus).

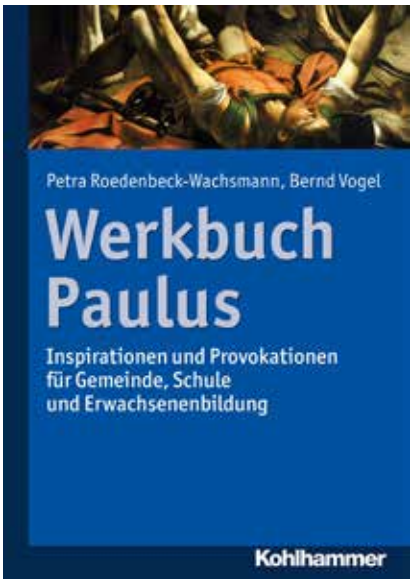
Aktuelle Auslegungsvorschläge beschränken sich ausschließlich auf den persönlichen lebensgeschichtlichen Raum oder pastorale Fragestellungen, wobei nicht immer der Gefahr von Gemeinplätzen erfolgreich aus dem Weg gegangen wird. Nach der Lektüre dieses Buches wird man die Frage stellen, ob nicht statt nur der erzählten Zeit auch die Erzählzeit, d.h. die Zeit, aus deren Perspektive heraus erzählt wird, wahrscheinlich eine nachexilische Diasporasituation, genauso unbefangen hätte betrachtet und nach derselben Methode behandelt werden können. Doch zu einem kreativen Umgang ermutigt ja der Autor selber am Schluss.

Bei allem handelt es sich um ein gut lesbares, angenehm aufgemachtes Buch, das in einem so kleinen Format gehalten ist, dass es bequem in jede Tasche passt und so als Wegbegleiter, um noch eben schnell nach Anregungen zu suchen, bestens geeignet und in dieser Hinsicht uneingeschränkt empfehlenswert ist.

Alban Rüttenauer

Petra Roedenbeck-Wachsmann / Bernd Vogel
Werkbuch Paulus
Inspirationen und Provokationen für Gemeinde, Schule und Erwachsenenbildung

Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag. 2016
233 Seiten m. s-w Abb.
26,00 €
ISBN 978-3-17-029204-8



Das „Werkbuch“ respektive „Spielbuch“ möchte Paulus und seine (Brief-)Theologie (TEXT) besonders Erwachsenenbildner/innen, Lehrkräften, Prediger/innen, Dozent/innen, Theologiestudierenden sowie allen an der Bibel Interessierten inspirierend und provozierend im Hier und Heute (Kon-TEXT) nahebringen.

Nach einigen kurzen phänomenologischen Betrachtungen – zu Themen wie Paulus als Pharisäer, Christenverfolger, Zeltmacher, Völkerapostel sowie zur Hermeneutik und Methodik – folgen die elf Themenkreise des Gesamtkurses (Mitten ins Herz, Wahrheit, Ins Leben getauft, Religion und Gewalt, Vorbildlich leben, Freiheit, Evangelium und Gebot, Ein Fest in Korinth, „Wer sind wir, dass wir das Gute tun“, Den Tod besiegen, Gottes Gnade für die Welt). Diese zweistündigen Lehr- bzw. Lernstunden sind allesamt im Dreischritt des sog. „Bibel-Teilens“ (Lesen – Meditieren – Beten) konzipiert. Ein kurzes Literaturverzeichnis (Wörterbücher, Lexika, Sekundärliteratur in Form von Büchern und Internetseiten) rundet das Sachbuch ab. Eigens wird darauf hingewiesen, dass weiteres Material im Materialpool aufgerufen und heruntergeladen werden kann.

Das Werkbuch favorisiert die im deutschsprachigen Raum gängige Vorgehensweise des „Bibel-Teilens“, die in der Erwachsenenbildung, in der Gemeindekatechese und im Religionsunterricht praktiziert wird. Diese auf methodisch vielfältige Art und Weise praktizierte (mehr „verkopfte“) Bibelarbeit ist zwar für 120 Minuten für die Lehrenden wie die Lernenden kunsthistorisch, meditativ und spirituell erbaulich, doch bleibt sie mehr oder weniger unverbindlich – im Unterschied zur „Lectio Divina“, die dazu animiert, das am Bibeltext Verstandene aufgrund der Zeit-des-sich-Setzens (contemplatio) in der eigenen Lebenspraxis in Wort und Tat im Geiste Jesu/Gottes als „Sache aller ‚in Christus‘“ (18) täglich umzusetzen (actio).

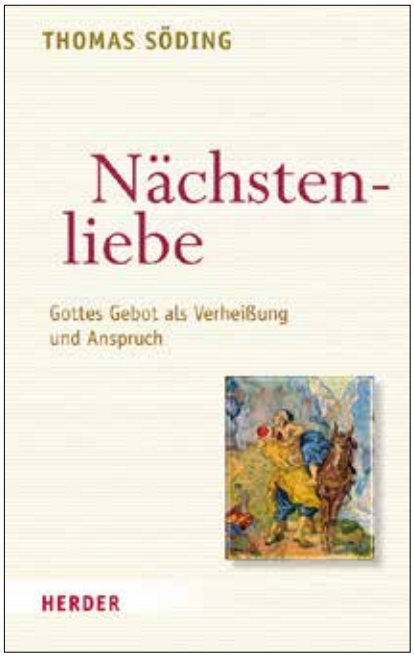
Lobenswert ist die Absicht des Werkbuches, die Welt des Paulus aus dem 1. Jahrhundert unter gelegentlicher Berücksichtigung antiker bis neuzeitlicher Traditionen mit der Lebenswelt eines heutigen Bibelinteressierten im Sinne der Gadamer‘schen „Horizontverschmelzung“ zusammenzuführen. Bei einzelnen Themen wäre man m.E. besser nach der Maxime „Weniger ist mehr“ verfahren. Zudem ist es ratsam, ein profundes exegetisches Werk heranzuziehen, um verkürzende und verallgemeinernde Sichtweisen auf Paulus (wie z. B. die leibhaftige Auferstehung Christi nach 1 Kor 15,35 ff) zu vermeiden, zumal beide Autoren – eine Rechtsanwältin und ein Schul- und Hochschulpastor – nur elf Aspekte des paulinischen Lebens und seines (Nach-)Denkens kurz und prägnant ansprechen (können).

Als Anregung zu Vorbereitungen von Unterrichtsstunden, Workshops, Predigten zu Paulus kann das Werkbuch methodisch wie inhaltlich sehr hilfreich sein.

Manfred Diefenbach

Thomas Söding
Nächstenliebe
Gottes Gebot als Verheißung und Anspruch

Freiburg: Herder Verlag. 2015
423 Seiten
26,99 €
ISBN 978-3-451-31567-1



Kein Gebot wird so sehr mit Jesus und dem Neuen Testament verbunden wie das Gebot von der Nächstenliebe. Sie ist das Zentrum christlicher Ethik. Der Bochumer Neutestamentler Thomas Söding hat diesem wichtigen Thema eine ausführliche Monographie gewidmet, die aus einer Vorlesung im Wintersemester 2013/14 hervorgegangen ist. In zehn Kapiteln verfolgt Söding das Phänomen der Nächstenliebe durch (fast) alle Schriften des Neuen Testaments hindurch. Lediglich der Hebräerbrief und die Johannesoffenbarung seien unergiebig, da diese Texte kein konkretes Interesse an Ethik aufwiesen.

Den Kapiteln, die die Nächstenliebe im Neuen Testament behandeln, sind fünf Kapitel vorangestellt, die zum Thema hinführen bzw. das Konzept der Nächstenliebe problematisieren (Kap. 1), das Wortfeld „Liebe" bzw. die Liebe Gottes betrachten (Kap. 2 und 3) und das Liebesgebot in Lev 19,18 sowie seine Rezeption in der frühjüdischen Literatur (Testamente der Zwölf Patriarchen, Buch der Jubiläen, Qumranschriften) darstellen (Kap. 4 und 5). Besonders die Kapitel 4 und 5 verorten das Liebesgebot im historisch-kulturellen Kontext. Ein abschließendes Kapitel (Kap. 6) resümiert die Facetten des neutestamentlichen Liebesgebotes und bringt die gemachten Beobachtungen mit den einführenden Kapiteln und den dort aufgeworfenen Fragen ins Gespräch. Ferner sind dem Buch ein Verzeichnis grundlegender Literatur, Endnoten sowie Stellen-, Personen-, Namen- und Sachregister beigegeben, die eine schnelle Orientierung ermöglichen. Querverweise auf andere Kapitel und eine dort ausgeführte ausführlichere Beschreibung bestimmter Themen erleichtern den Gebrauch des Buches.

Kapitel 1 führt nicht nur in das Buch und sein Thema ein, sondern problematisiert das Gebot der Nächstenliebe, da es alles andere als unumstritten ist. Ist das Ideal der Nächstenliebe (noch gesteigert im Gebot der Feindesliebe) für den Menschen nicht unerreichbar? Ist es nicht unrealistisch und überfordernd? „Kann es eine Versöhnung geben, die nicht ungerecht ist? Wird nicht doch der Unterschied zwischen Täter und Opfer zunichtegemacht, wenn sich alle mit Tränen in den Augen in den Armen liegen?" (26) Aufgrund dieser Anfragen muss auch die Ethik der Nächstenliebe „begründet werden und überzeugen können" (11), gerade im Dialog mit der Philosophie oder der profanen Ethik.

Um den einzelnen Dimensionen der Nächstenliebe auf die Spur zu kommen, arbeitet Söding sieben Fragen heraus, die jeweils einen Aspekt des Liebesgebotes näher beleuchten: 1. Wer ist der Nächste?; 2. Was ist Nächstenliebe?; 3. Wie zeigt sich die Nächstenliebe?; 4. Was fordert die Nächstenliebe?; 5. Wer ist zur Nächstenliebe gerufen?; 6. Wie verhalten sich Nächstenliebe und Selbstliebe zueinander?; 7. Welchen Stellenwert hat die Nächstenliebe? Daneben reflektiert der Verfasser auch das Wortfeld „Liebe" und bestimmt in der Diskussion der Termini Eros, Agape, Zuneigung und Freundschaft die Agape zum Schlüsselbegriff neutestamentlicher Liebesethik, der drei Punkte in sich vereine: die Liebe Gottes zu Israel, die Liebe des Volkes und einzelner Frommer zu Gott und die Nächstenliebe. Dieser Dreiklang, der sich schon in der Septuaginta finde, bleibe auch für das Neue Testament bedeutend. Denn Gott sieht alle Menschen als seine geliebten Nächsten an; deshalb sind die in der Liebe Gottes stehenden Menschen aufgefordert, die Mitmenschen als ihre Nächsten anzuschauen, da der liebende Blick Gottes auf sie selbst den Blick für den Anderen zu öffnen vermag. Der oben genannte Fragehorizont und das Konzept der Agape durchziehen die Kapitel des Buches und werden konsequent auf alle analysierten neutestamentlichen Bücher angewendet. Neben den exegetischen Erwägungen werden in jedem Kapitel biblische Einleitungsfragen angerissen, um schließlich das Thema der Nächstenliebe im Kontext der jeweiligen Schrift verorten zu können.

Thomas Söding ist eine Monographie gelungen, die sich nicht nur an Theologinnen und Theologen oder Religionslehrerinnen und Religionslehrer richtet, sondern an alle, die sich für das Thema Nächstenliebe interessieren und sich tiefergehend damit beschäftigen wollen. Denn das Buch problematisiert im besten Sinne den Terminus „Nächstenliebe" und gibt über ihn kompetent und theologisch verantwortet auf Grundlage des neutestamentlichen Zeugnisses Auskunft.

Matthias Helmer

Ambrogio Spreafico
Feinde werden Freunde
Der Traum Gottes für die Welt
Ein biblischer Weg
Mit einem Vorwort von Joachim Gnilka
Aus dem Italienischen von Claudia Kaufhold

Würzburg: Echter-Verlag. 2016
167 Seiten
12,90 €
ISBN 978-3-429-03892-2

Der Autor Ambrogio Spreafico ist nicht irgendwer, wenn auch in Deutschland weitgehend unbekannt: Alttestamentler und Bischof, Mitbegründer der respektablen Gemeinschaft Sant'Egidio. Wir sind also gespannt.

Die Untertitel versprechen Großes: „Der Traum Gottes für die Welt" soll auf einem „biblischen Weg" gefunden werden. Wenn ich recht verstehe, wird da eine bestimmte Stimmungslage angekündigt: Es wird besinnlich. Und im Vorwort wird dies noch deutlicher. Tenor sei eine moralische Aussage des Evangeliums: „Allein die Liebe rettet und macht glücklich."

Interessant wird es, wenn dann biblische Texte selbst zu Wort kommen und ausgelegt werden; denn oft greift hier die alte Magie und die Texte beginnen zu „sprechen". Der Autor versteckt seine Sachkenntnis nicht und lässt seine Überzeugungen aufscheinen (erwähnt werden als Referenz Exegeten wie Gnilka und Schlier); aber er fokussiert geschickt und, ohne zu forcieren, auf Aktualität.

Dazu geht der Bischof den langen Weg und bezieht sich intensiv auf das Erste Testament – freilich ohne eine Geschichte der Texte oder Probleme zu schreiben. Absicht und Aufbau sind also systematisch, nicht historisch oder literarisch. Dabei folgt er der Linie einer katechismusartigen Lehre vom Friedenswillen Gottes angesichts einer oft gewalttätigen Menschheit. Der Plan Gottes zeige sich von der Schöpfungsordnung an und verdeutliche sich in typischen Geschichten, schließlich in einem umfassenden Liebesgebot, das sich konkretisiere in der Solidarität mit konkreten Personengruppen und schließlich das Ende der Feindschaft in einem Friedensreich bewirke.

Das Bändchen liefert eine erste Einführung in christliche Friedensmoral. Hervorzuheben ist die gelungene Integration alttestamentlicher Stellen. Die Textauslegungen könnten auch für den Unterricht mit diesem zentralen Thema Erklärungshilfen bieten. Vor allem sehe ich den Band als meditative und hellsichtige Lektüre der Lehrenden.

der Nächstenliebe „begründet werden und überzeugen können" (11), gerade im Dialog mit der Philosophie oder der profanen Ethik.

Heribert Löbbert

paradox

Reformation

Luther der Ketzer

Wahrheit

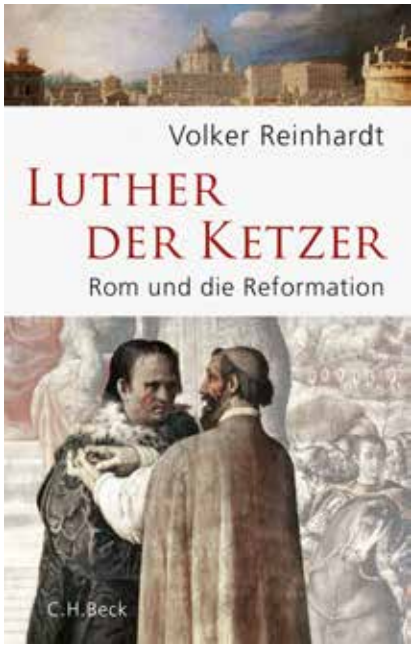
spiritueller Weg

Religionsfreiheit

Kirche

Volker Reinhardt
Luther, der Ketzer
Rom und die Reformation

München: C.H. Beck Verlag. 2016
352 Seiten m. s-w- Abb.
24,95 €
ISBN 978-3-406-68828-7



Der Frühneuzeit-Historiker Volker Reinhardt ist einem breiten Publikum durch zahlreiche Bücher über Italien und das Papsttum im 16. Jahrhundert bekannt. Mit seiner neuesten Monographie macht er den für die Reformationsgeschichte ungewöhnlichen Versuch einer „gleichberechtigten Simultandarstellung“: Dahinter verbirgt sich der Versuch, das Verhältnis zwischen Luther, Luther-Anhängern, Kurie und Päpsten so zu beschreiben, dass in beiden Gebieten die Parallelität von Entwicklungen sichtbar wird und keine der beiden Seiten mehr Raum bekommt als die andere. Gegenüber konventionellen Darstellungen, die Luther ins Zentrum rücken und zu Rom kaum mehr als Stereotype bringen, wirkt Reinhardts Zugriff erfrischend. Schließlich lässt er die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ und zugleich die langsame Entwicklung hin zu Konfessionen sichtbar werden.

Das gesamte Buch gliedert sich in fünf Kapitel. Im ersten Kapitel, das die Jahre 1483 bis 1517 umfasst, schafft der Verfasser die Grundlagen bezüglich der Biographie Luthers und der Situation des Papsttums mit seinen Beziehungen zu den deutschen Territorien. Den größten Raum nehmen mit zwei weiteren Kapiteln die Jahre 1517 bis 1523 ein (mit der Zäsur 1520), in denen sich auf beiden Seiten die Trennung vollzog und die Stereotype der gegenseitigen Bewertung herausbildeten. Die beiden letzten Kapitel, die nur ein Drittel des Buches umfassen, behandeln die Zeit von der Wahl Clemens' VII. 1523 bis zu Luthers Tod 1546, wobei der Papstwechsel 1534 die Zäsur bildet. Schon anhand der Kapiteleinteilung ist also die „Gleichberechtigung“ erkennbar, da teils Luthers Biographie, teils die Pontifikate zur Gliederung dienen.

Das Konzept der Simultangeschichte wird besonders dort überzeugend umgesetzt, wo es um Begegnungen Luthers mit herausragenden römischen Kontrahenten geht: Silvester Mazzolini, genannt Prierias, Girolamo Aleandro und Pier Paolo Vergerio. Hier schafft es Reinhardt, die Perspektiven Luthers und der Italiener miteinander zu kontrastieren, so dass nicht nur Ereignisverläufe rekonstruiert werden, sondern zugleich Selbst- und Fremdstilisierungen nachvollziehbar werden. Auf zwei miteinander verbundene Interpretamente kommt Reinhardt dabei immer wieder zu sprechen: Nation und Ehre. Denn in den humanistischen und reformatorischen Diskursen des 16. Jahrhunderts bildeten sich nicht nur Vorstellungen nationaler Eigenarten und Nationalismen aus, die zur rhetorischen und sachlichen Verschärfung der Gegensätze beitrugen, es ging hier stets auch um die Ehre der Person, eines Dienstherrn oder eines Landes. Dies gilt sowohl für die sich als kulturell höherstehend betrachtenden Italiener als auch für die reformatorischen Deutschen, die für sich die Reinheit des Glaubens in Anspruch nahmen; umgekehrt konnte der Gegner als degeneriert beschrieben werden.

Reinhardt vermag es, all diese Aspekte nicht nur theoretisch zu beschreiben, sondern aus den Quellen heraus zu erheben. Luther und seine Kontrahenten kommen in ausführlichen Zitaten zu Wort, so dass die Leser unmittelbar an die Quellen herangeführt werden, jedoch stets unter der Führung des Verfassers. Die Lebendigkeit der Quellen wird noch durch Reinhardts flüssigen und unterhaltsamen Schreibstil unterstrichen, der zweifellos auch weniger kundige Leser zu fesseln vermag.

Was die Quellen angeht, verspricht der Verlag C.H. Beck vollmundig in seiner Pressemitteilung: „Bisher unbeachtete Quellen in den Vatikanischen Archiven lassen erstmals detailliert erkennen, wie Luther von Rom aus wahrgenommen wurde." Und auf der Banderole des Buches heißt es: „Geheimakte Luther – Vatikanische Quellen decken auf, was in der Reformation wirklich geschah". Das ist nicht nur reißerisch und sachlich falsch, es ist peinlicher Unsinn. Weder waren die herangezogenen Quellen bislang unbeachtet, noch schlummerten sie unter Verschluss in einem hinteren Winkel vatikanischer Archive – sie liegen (wie Reinhardt selbst ausführt) seit langem in wissenschaftlichen Editionen vor. Seriosität sieht anders aus, und in anderen Besprechungen zeigt sich, welchen Bärendienst das Marketing hier dem Buch erwiesen hat.

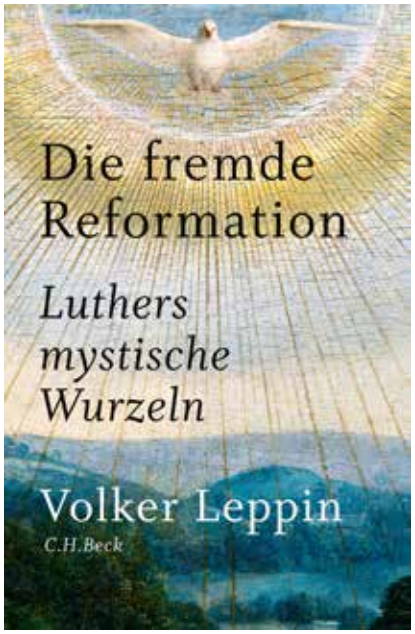
Die theologischen Aspekte mögen bisweilen unpräzise oder schief dargestellt sein, doch möchte Reinhardt keine theologisch, sondern eine ereignisgeschichtlich ausgerichtete Darstellung bieten. Dennoch wäre es hilfreich gewesen, schon am Anfang des Buches etwas über die humanistische Kritik an der „gezählten Frömmigkeit" des Spätmittelalters zu erfahren (36) oder in den letzten Kapiteln mehr über die Verdrängung Luthers durch das Luthertum in der römischen Wahrnehmung. Dass der Thesenanschlag nach Reinhardt „heute wieder als glaubwürdig gilt" (67), ohne dass die Argumente über die Historizität rekapituliert werden, mag eine bewusst vieldeutige Aussage sein.

Für alle, die sich als (Kirchen-)Historiker professionell mit der Reformationsgeschichte befassen, bietet der Band nichts Neues, wohl aber ein geschicktes Arrangement des Bekannten aus zwei im 16. und 21. Jahrhundert sehr verschiedenen Welten. Allen anderen kann Reinhardts „gleichberechtigte Simultangeschichte" als ein unkonventioneller Ein- und Überblick über die Reformationsgeschichte nur wärmstens empfohlen werden.

Bernward Schmidt

Volker Leppin
Die fremde Reformation
Luthers mystische Wurzeln

München: C.H. Beck Verlag. 2016
247 Seiten m. s-w Abb.
21,95 €
ISBN 978-3-406-69081-5



Im Vorfeld des „Reformationsjubiläums“ 2017 wurde bereits derart viel Wissenschaftliches, Populäres und Unseriöses über Martin Luther und den Ereigniskomplex Reformation publiziert, dass es mutig scheint, noch von einer „fremden“ Reformation zu sprechen. Was damit gemeint ist, erschließt sich aber schon im Untertitel. Denn immer noch scheint ein Geschichtsbild höchst lebendig, das mit Luther den Anbruch der Neuzeit und generell den Bruch mit „dem Mittelalter“ verbindet. Dass dieses Geschichtsbild Risse bekommen hat, ist etwa Reformationshistorikern wie Heiko Augustinus Oberman oder Berndt Hamm zu verdanken, die bereits nachdrücklich auf Kontinuitäten zwischen Spätmittelalter und Reformation hingewiesen haben. Der Tübinger evangelische Kirchenhistoriker Volker Leppin legt im vorliegenden Buch nun Wurzeln Luthers in der spätmittelalterlichen Mystik frei.

Diese Form spätmittelalterlicher Frömmigkeitstheologie findet sich keineswegs nur bei Luther, ähnliche Lektüreerfahrungen und theologische Konsequenzen kann Leppin auch bei Andreas Bodenstein (gen. Karlstadt) und Gasparo Contarini aufzeigen. Luther bezog sich dabei – vermittelt durch Staupitz – auf die Mystik Taulers, die letztlich die Grundlage für seine Lehre von Sünde, Gnade und Buße bildet. Dies allein wäre weder eine Entdeckung noch ein Fortschritt für die Reformationsgeschichtsschreibung. Bemerkenswert aber ist, wie konsequent Leppin – hierin nicht minder konsequent Luther folgend – aus den mystischen Grundlagen die Theologie Luthers entwickelt.

Der Verfasser zeigt dabei überzeugend, wie der Weg Luthers von der Mystik über die Ablassthesen von 1517 zur Abgrenzung von der scholastischen Theologie und zur Kritik an der Kirchenstruktur führte. Dabei sind Abgrenzungsprozesse benannt, die – bei aller Konzentration des Verfassers auf Luther – nicht von diesem allein betrieben wurden, sondern auch von seinen Kontrahenten. Dabei zeigte sich keineswegs der Beginn der Moderne, sondern der „Zwiespalt zwischen dem einen und dem anderen Mittelalter“ (S. 63), zwischen aristotelisch orientierter Scholastik und augustinisch geprägter Mystik, zwischen Betonung der päpstlichen Autorität und der Akzentuierung der Schrift als Norm, zwischen zentraler und dezentraler Regierung von Reich und Kirche.

Spannend und teilweise herausfordernd wird die Lektüre, wo Leppin die Transformationen der Mystik bei Luther behandelt und aufzuzeigen versucht, wie der Reformator aus mystischen Positionen seine Sakramentenlehre und Positionen zu den politischen Konsequenzen aus seiner Theologie entwickelt. Im Kontext dieser Transformationen der Mystik in reformatorische Theologie und Praxis werden interessante Fallstudien (Zürich, Nürnberg) präsentiert, aber auch die intellektuellen Wege von Zeitgenossen bekommen ihren Platz: Karlstadt, Müntzer, die Täufer, die allesamt die mystischen Wege des Mittelalters radikaler ausdeuteten als Luther.

Zugegeben: Mancher Abschnitt ist keine ganz leichte Kost, zumal Leppin oftmals auf die Quellen und die Forschungsgeschichte nur anspielt und der Belegapparat stark reduziert ist. Richtig Spaß macht das Buch daher wohl nur denjenigen Lesern, die mit der Reformationsgeschichte und mit Luthers Theologie bereits in Grundzügen vertraut sind. Dann aber lohnt sich die Lektüre, denn der Verfasser bricht nicht nur bis in die Vorbereitungen des Reformationsjubiläums hinein tradierte Geschichtsbilder auf, sondern zeigt damit auch, welche gedanklichen Grenzen es zwischen den Konfessionen noch zu überwinden gibt.

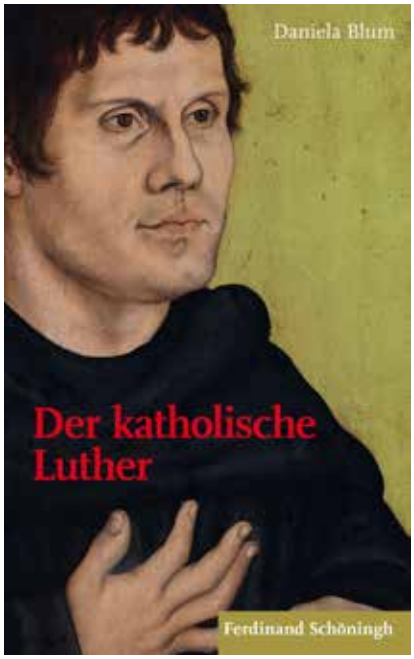
In der äußeren Form des Buches und im beinahe fehlerfreien Text zeigen sich die große Sorgfalt, mit der der Verlag C.H.Beck Bücher produziert und der Respekt, den man hier offensichtlich dem Publikum entgegenbringt – keine Selbstverständlichkeit in unseren Tagen. Ein Lapsus ist dem Verlag freilich auf dem Umschlag passiert: Dort wird der Verfasser mit biographischen Daten vorgestellt, das beigegebene Foto jedoch zeigt seinen Bruder, den renommierten Frankfurter Althistoriker Hartmut Leppin.

Ein wissenschaftlicher Kontrahent Leppins hat in seiner Besprechung des Buches moniert, nach dessen Lektüre gebe es 2017 nichts mehr zu feiern. In der Tat: Eine Heldengeschichte, wie sie mancherorts mit kaum verstecktem Konfessionalismus vertreten wird, lässt sich auf der Basis dieses Buches nicht rechtfertigen und feiern. Ökumenisch tragfähige Zugänge zum Theologen Luther und zum Ereigniskomplex Reformation jedoch könnten die Grundlage für ein gemeinsames Feiern der großen Konfessionen bereiten. Volker Leppin hat dazu ohne Zweifel ein wichtiges Buch vorgelegt, dem man eine seriöse und engagierte Diskussion sowie zahlreiche Leser nur wünschen kann.

Bernward Schmidt

Daniela Blum
Der katholische Luther
Begegnungen – Prägungen – Rezeptionen

Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag. 2016
221 Seiten
24,90 €
ISBN 978-3-506-78238-0



„Der katholische Luther" wird uns in dieser Publikation angekündigt, die von Daniela Blum, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen, verfasst wurde. Sie spielt mit dem Titel auf einen der bedeutendsten katholischen Lutherforscher des 20. Jh.s an, Joseph Lortz, der Luther als „Reformkatholiken" darstellte und durch die Überwindung konfessionalistischer Deutungsschemata für Katholiken neue Zugänge zu Luther eröffnete. Laut Umschlagtext nähert sich das Buch Luther über seine Begegnungen mit „Katholiken", wobei das „Katholische" keine Konfessionsbezeichnung, sondern einen „Lebenszusammenhang" bedeute. Was aber hat das genau zu bedeuten?

Das Buch ist abgesehen von Einleitung und Fazit in drei große Kapitel gegliedert, die „Prägungen", „Begegnungen" und „Rezeptionen" Luthers behandeln: Prägungen durch Staupitz, Tauler, Bernhard von Clairvaux, Thomas von Aquin und Augustinus (in dieser Reihenfolge), Begegnungen mit Tetzel, Prierias, Cajetan und Eck, sowie Rezeptionen durch Cochlaeus, Döllinger, Denifle und Pesch. Jede einzelne Persönlichkeit wird dabei sehr knapp biographisch und in ihren Bezügen zu Luther vorgestellt, umgekehrt werden in den meisten Kapiteln auch Aspekte der Theologie Luthers präsentiert. Jedes Kapitel ist erfreulich quellennah konzipiert und nah an der aktuellen Forschung verfasst; jedes Kapitel für sich bietet eine gute Hinführung zum Thema „Luther und …", ist engagiert und in leicht zugänglichem Stil geschrieben. Freilich geht die Gliederung mit einem statischen Luther-Bild einher, Entwicklungen in Luthers Theologie und Persönlichkeit treten zugunsten der punktuellen Darstellung der „Begegnung" in den Hintergrund.

Einige sprachliche und sachliche Unstimmigkeiten fallen auf, aber weniger ins Gewicht (z.B. S. 44: Luthers Bußverständnis impliziert nicht die Abschaffung des Mönchtums; S. 85: Die 95 Ablassthesen sind nicht unbedingt „akademisch-vorsichtig" formuliert, denkt man an das „Docendi sunt christiani…"; S. 98: Prierias wird nicht wegen seiner Zugehörigkeit zum Dominikanerorden in den Lutherprozess einbezogen, sondern in seiner Eigenschaft als Magister Sacri Palatii; S. 155: das Erste Vatikanische Konzil tagte nicht 1870/71, sondern 1869/70; zu Cochlaeus fehlt ein Hinweis auf den „Septiceps Lutherus" als hermeneutischem Schlüssel zu den Lutherkommentaren; Karl von Miltitz heißt bei Blum durchweg „Militz"). Auffälliger ist da schon, dass die Auswahl der behandelten Autoren in den Abschnitten zu „Begegnungen" und „Rezeptionen" nicht begründet wird.

Gravierender sind konzeptionelle Probleme des Bandes. Dies beginnt beim Begriff des „Katholischen“, den die Verfasserin zwar einleitend problematisiert, doch dann im Unklaren belässt. Zweifellos ist ihr zuzustimmen, dass der Begriff „katholisch“ im Sinne einer dogmatisch-konfessionellen Beschreibung nicht als historiographische Kategorie taugt, doch ist „Lebenszusammenhang“ besser? Zwar lässt sich damit ein konfessionalistisches Missverständnis abwehren, doch wird kein hinreichend bestimmter und damit adäquater Ersatz geboten. Denn an keiner Stelle des Buches wird näher erläutert, was mit dem Begriff gemeint sein soll – nur auf S. 183f. wird insinuiert, dass es um die Gesamtheit und Interrelation der Rollen einer Person, in diesem Fall Martin Luthers, gehen könnte. Träfe dies die Intention der Verfasserin, wäre dies nicht nur wenig aussagekräftig, sondern vernachlässigte auch die Ebene der Theologie, auf der sie die Brüche Luthers mit der Kirche seiner Zeit durchaus überzeugend aufzeigt. Freilich hat der durchweg unklare Begriff des Katholischen letztlich zur Folge, dass „katholisch“ dann doch wieder im konfessionellen Sinn verwendet wird. Ein Indiz dafür mag die Tatsache sein, dass die Leipziger Disputation ausschließlich aus Luthers Perspektive dargestellt wird, die dann auch nicht weiter quellenkritisch hinterfragt wird. Außerdem sind es in Kap. II die ausdrücklichen Luther-Gegner bzw. in Kap. III eben römisch-katholische Autoren, die vorgestellt werden; so vermisst man für das 16. Jahrhundert „Katholiken“, die sich jenseits bekannter Schwarz-Weiß-Schemata bewegten, wie Erasmus von Rotterdam, Willibald Pirckheimer oder Pier Paolo Vergerio. Diese scheinbar billige Kritik verweist auf das eigentliche Problem, die trotz aller Beteuerungen eben doch konfessionelle Konnotation von „katholisch“ bei Blum. Das ökumenische Anliegen der Verfasserin spiegelt demgegenüber ihr Abschnitt über Otto Hermann Pesch, der durch sein systematisch-theologisches Interesse ein wenig fremd unter den historiographischen Darstellungen wirkt. Ohne Peschs Bedeutung in Frage stellen zu wollen: Mehr Kohärenz hätte sich mit Ausführungen zu Joseph Lortz, Hubert Jedin (beide nur kurz erwähnt), Sebastian Merkle, Adolf Herte oder Erwin Iserloh (die nicht vorkommen) erzielen lassen. Und ausgerechnet bei Pesch, von dem die Verfasserin das Konzept „Lebenszusammenhang“ übernimmt, verschiebt sich der Akzent des „Katholischen“ von diesem Zusammenhang zur Theologie.

Das zweite hier zu benennende Problem besteht hinsichtlich des Kirchenbegriffs bzw. der Ekklesiologie. Letztere ist zweifellos ein Zentralthema der frühen Reformation, doch rückt die Verfasserin es bewusst an den Rand. Der Kirchenbegriff sei zu sehr auf die Unterscheidung zwischen „Innen“ und „Außen“ angelegt und führe daher zu Exklusivismen, denen gegenüber es die Bandbreite des „Katholischen“ festzuhalten gelte. Durch die Ausblendung ekklesiologischer Debatten vergibt sie sich folglich manche Chance auf ein präziseres Verständnis der dargestellten Vorgänge. Dies gilt besonders für Luthers frühe Kontrahenten aus Italien, die von den Debatten um das 5. Laterankonzil geprägt waren und daher mit dem Arsenal antikonziliaristischer Argumentationen bestens vertraut waren bzw. Luther auf dieser Ebene rezipierten. Blum selbst verwendet den Begriff „die Kirche“ so flexibel wie unscharf, indem sie damit Hierarchie, Lehramt oder „Lebenszusammenhänge“ bezeichnet. Die im Fazit formulierte Behauptung, das Thema Kirche sei in der Darstellung „stets mitbedacht“ worden, konnte der Rezensent daher nicht nachvollziehen.

Als Einführung in das Thema „Luther und …“ eignet sich Blums Buch durchaus, sei es im Proseminar, sei es zur Auffrischung der eigenen Kenntnisse. Die Bibliographie am Ende verzeichnet in subjektiver Auswahl relevante Literatur, die zum Weiterlesen hilfreich sein mag.

Bernward Schmidt

Alex Lefrank
Kirche ist paradox
Orientierung für den fälligen Wandel

Würzburg: Echter Verlag. 2016
182 Seiten
€ 14,90
ISBN 978-3-429-03921-9

Der Jesuit Alex Lefrank diagnostiziert die Situation der katholischen Kirche in Deutschland. Auf diesen Blick beschränkt er sich. Nur beiläufig kommt er auch auf die Kirche in anderen Ländern und Kontinenten und auf die Kirchen anderer konfessioneller Prägung zu sprechen. Er redet Klartext, wenn er die derzeitige Lage darstellt: Die Gestalt der Kirche, die man gewöhnlich mit dem Begriff „Volkskirche" umschreibt, ist in einem unübersehbaren und raschen Verfall begriffen. In ihren Ausläufern ist sie noch erfahrbar, und sie bestimmt in den Gemeinden bis heute nicht wenige pastorale Konzepte. Doch angesichts der gegebenen Lage gilt es nun, wirksam nach Auswegen zu suchen. Die einen setzen auf mehr Anpassung an die moderne Lebenswelt und ihre Lebensmaximen, die anderen auf mehr Unterscheidung, die sich aus der Rückkehr zu traditionellen, ja vorkonziliaren Auffassungen ergeben soll.

Beide Wege führen, so der Verfasser, in weitere Sackgassen und bringen keine Lösung der Probleme. Er setzt dagegen auf ein Kirchenkonzept und eine darauf ausgerichtete Pastoral, die ganz auf die persönliche Entscheidung der Einzelnen zu Christus und seiner Kirche ausgerichtet sind. Es formuliert es so: „Das dürfte die Krise sein, in der die deutsche Kirche eigentlich steckt: Sie hat in ihrer Pastoral zu lange an einem Modell festgehalten, das die Menschen nicht zur Entscheidung für Christus führt. Echte Verkündigung und Pastoral muss aber zur Entscheidung führen." (18 f.) Eine Kirche, deren Glieder sich für Christus persönlich entschieden haben, wird zahlenmäßig wohl klein sein. Aber sie lässt deutlicher hervortreten, auf welchen Weg Christus die, die ihm nachfolgen, führt und welche Bereicherung des Lebens der Glaube und die Hoffnung und die Liebe denen, die sich ihnen erschließen, bedeuten. Und so wirken sie dann auch für andere, die vielleicht auf der Suche nach einer neuen Lebensperspektive sind, einladend.

Der Autor kennzeichnet die Kirche, wie er sie vor Augen hat, als „paradox". Damit greift er ein Motiv auf, das für das Kirchenverständnis des II. Vatikanischen Konzils wesentlich war. In der Konstitution über die Kirche wird in Nr. 8 auf ihre sich nur den Augen des Glaubens zeigende sakramentale Gestalt hingewiesen: Sie ist sichtbar und erfahrbar da in unserer Welt, und gleichzeitig spiegelt sich in ihrer Gestalt ihr inneres Wesen: dass sie Gottes Volk, der Leib Christi und der Tempel des Heiligen Geistes ist. Nur wer sich der so verstandenen Kirche anvertraut und seine Kirchengliedschaft existentiell und geistlich vollzieht, öffnet sich für die Gaben, die Gott den Menschen zugedacht hat, und wird zum Zeugnis für andere befähigt.

Die Ausführungen, die Lefrank in den meisten Kapiteln des Buches vorlegt, kreisen um das Thema Kirche. Und immer wieder wird der gedankliche Ansatz, der in dem Begriff der Paradoxalität angedeutet ist, variiert. Das Neue Testament ist mit seinen vielen Aussagen zur Nachfolge Jesu und zur Kirche als der Gemeinschaft derer, die sich zur existentiellen Annahme des Evangeliums entschieden haben, immer wieder der Ausgangspunkt der Reflexionen. Ein Motiv, das der Verfasser besonders betont, liegt in dem Miteinander der gelebten Nähe der glaubenden Christen zu Christus einerseits und der sich geschichtlich in immer neuen Formen darstellenden Gestalt der Kirche. Hier liegt auch der Ansatz für eine Erschließung der Einheit und der Verschiedenheit der Kirche. Auch ihre Ortskirchlichkeit und gleichzeitig Weltkirchlichkeit kommt zur Sprache.

In allen diesen biblischen und theologischen Reflexionen zeigt sich ein sehr lebendiges, wirklichkeitsnahes und anspruchsvolles Bild der Kirche. Es ist weitgehend dem Konzept von Kirche benachbart, das das II. Vatikanische Konzil skizziert hat. Sie bilden den Hintergrund und liefern die Gesichtspunkte für die Darstellung und Bewertung der gegenwärtigen Lage der katholischen Kirche in unserem Land. In schonungsloser Eindringlichkeit legt der Verfasser die Finger in ihre Wunden. Er legt offen, dass die Kirche heute nur noch geringe Lebenskraft entfaltet. Er sieht den Grund für diese Entwicklung nicht zuletzt darin, dass das volkskirchlich bestimmte Modell der Einführung in die Kirche und ihren Glauben weiterhin dominiert. Stattdessen müsste alles Bemühen der Kirche darauf gerichtet werden, dass die Einzelnen zu einer persönlichen Entscheidung und dann Entschiedenheit geführt werden. Das Katechumenat müsste wiederbelebt werden. So würde auch die Kirche selbst mehr als bisher als Gemeinschaft von Glaubenden erfahrbar.

Die Gedanken, die Lefrank in diesem Buch vorlegt, sind ein Zwischenruf, der wehtut, weil er die an ihre Grenzen stoßende Wirklichkeit unserer Kirche beim Namen nennt, und der gleichzeitig einen sehr anspruchsvollen, aber wohl allein heilsamen Weg in eine neue, hoffnungsvolle Zukunft andeutet. Wer sich seinen Reflexionen öffnet, wird das Buch sicherlich sehr nachdenklich aus der Hand legen.

Werner Löser SJ

Bertram Dickerhof
Der spirituelle Weg
Eine christlich-interreligiöse Lebensschule

Würzburg: Echter Verlag. 2016
285 Seiten
19,95 €
ISBN 978-3-429-03928-8

Achtsam, gelassen, liebevoll – dieser Dreischritt beschreibt den spirituellen Lebensweg, den Bertram Dickerhof SJ in einem mehr als 40 Jahre währenden „Selbstversuch" abgeschritten und jetzt im Sinn einer Selbstvergewisserung und Orientierungshilfe für andere niedergeschrieben hat. Das Itinerarium will weder Spekulation noch Ideologie sein, und doch liest es sich wie ein Grundlagenbuch einer spirituellen Ausrichtung, die Impulse der ignatianischen Exerzitien mit interreligiösen Aspekten, besonders aus Buddhismus, Hinduismus und Sufismus, verbindet.

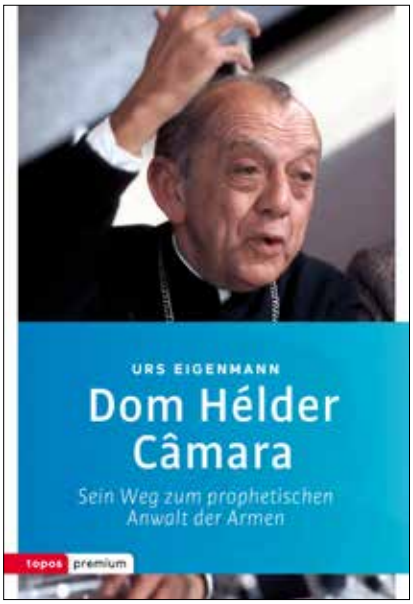
Der Autor reflektiert hauptsächlich seinen Weg. Aus persönlichen Erfahrungen, Entfremdungen und Entdeckungen leitet er vier Bewegungsmomente eines ganzheitlichen Wegprogrammes ab: der Schritt von außen nach innen, das Verweilen in der Tiefe, das Widerfahrnis der Wandlung und die Kehrtwende von innen nach außen. Als Hörender in die Unmittelbarkeit Gott hineinreifen, das Gehörte ernst nehmen und dementsprechend handeln, bleiben nicht abstrakte oder rein theoretische Empfehlungen. Die Ausführungen, die sich am Evangelium orientieren, ermutigen zu einer ehrlichen Bestandsaufnahme, bei der Verdrängungen und Beschönigungen wahrgenommen und Perspektiven, die zur Reifung und Heilung beitragen, aufgezeigt werden. Dickerhof hat diese Such- und Findungsprozesse selbst erlebt und oft begleitet. 2003 gründete er eine interreligiöse Lebensschule (den sogenannten „Ashram Jesu"), die heute in einer alten Mühle im Westerwald beheimatet ist und Raum zur Selbst- und Gottesbegegnung geben will. Der Lernprozess, den Dickerhof vorlegt, ist ein Pilgern in Dialog und Gemeinschaft. Sein Ansatz versucht das Maß an Ablenkungen auf ein Minimum zu reduzieren, um der eigenen Wirklichkeit standzuhalten, überlagerte Empfindungen wahrzunehmen, Gefühle bis zu ihrem Kern zu durchleben und zu durchleiden – in größtmöglicher Einfachheit und Solidarität. Perikopen der Bibel und Weisheitstexte anderer Religionen begleiten seinen Gedankengang.

Das Buch ist eine eigene Mischung aus Autobiographie, Lehrbuch und Ratgeber. Es ist eine gelungene Einladung zu einer christlich-interreligiösen Recollectio: zu einem barmherzigen und verzeihenden Umgang mit sich und mit anderen.

Sr. Raphaela Brüggenthies

Urs Eigenmann
Dom Hélder Câmara
Sein Weg zum prophetischen Anwalt der Armen

topos premium
Kevelaer: Butzon & Bercker. 2016
303 Seiten
19,95 €
ISBN 978-3-8367-0015-3



Es lohnt immer, sich mit Dom Hélder Câmara zu befassen, um die bekannten Stichworte – „Anwalt der Armen" – noch einmal und detaillierter zu überdenken und um im Zuge des im Jahre 2015 begonnenen Seligsprechungsprozesses Neues zu erfahren. Aber dies ist kein neues Buch, sondern der teilweise Neudruck einer im Jahre 1979 abgeschlossenen Dissertation; über die letzten 20 Jahre im Leben Hélder Câmaras wird also nicht berichtet und nach 1979 erfolgte Veröffentlichungen werden nicht eingearbeitet.

Besonderen Wert legt das Buch auf eine Einteilung der Biografie Câmaras in drei Phasen: (1) Der Kindheit in einem armen, aber bildungsaffinen und recht kirchenfernen Elternhaus, dem Studium und den politische Aufgaben im Auftrag der Kirche (1909-1936), seiner integralistischen und antikommunistischen Orientierung; (2) der Übersiedelung nach Rio de Janeiro, dem Aufstieg zum Weihbischof und Sekretär der brasilianischen und lateinamerikanischen Bischofskonferenzen in enger Zusammenarbeit mit Regierungen, die soziale Reformen in Partnerschaft mit der Kirche anstoßen sowie (3) der Rückkehr in den Norden als Erzbischof von Olinda und Recife und als weltweit gefragter Protagonist lateinamerikanischer Befreiungstheologie und Anwalt der Armen des Kontinents, der von der Militärregierung Brasiliens des Kommunismus verdächtigt und totgeschwiegen wird und innerhalb der lateinamerikanischen und weltweiten Hierarchie auf Widerstände stößt.

Die politischen und theologischen Positionen Câmaras, seine „Bekehrungen", werden durch Referat und Zusammenfassung herausragender offizieller Äußerungen, insbesondere der Rede zum Amtsantritt als Erzbischof von Olinda und Recife dokumentiert. Das Buch schließt ab mit einem Interview, das Urs Eigenmann mit Dom Hélder Câmara am 15. März 1979 in Paris geführt hat. Ein Anmerkungsapparat mit 600 Endnoten füllt über 50 Seiten, das Literaturverzeichnis weitere 20 Seiten des Buches.

Wer mit Menschen, die ihm begegnet sind, auf Hélder Câmara zu sprechen kommt, wird sehr bald einige Anekdoten erfahren, in denen seine Dialogbereitschaft und Menschenfreundlichkeit, seine zupackende Art und seine Frömmigkeit zum Ausdruck kommen. Verglichen damit arbeitet sich das Buch recht dröge durch Ernennungen und Entpflichtungen, Verlautbarungen und Reden. Am lebendigsten erscheint Dom Helder im abschließenden Interview.

Viele Fragen bleiben offen: Wie funktionierten die Basisgemeinschaften im Nordosten Brasiliens und welchen Anteil hatte der Erzbischof daran? Wie entwickelte sich das persönliche Verhältnis zwischen Dom Hélder Câmara und Giovanni Montini, später Papst Paul VI.? Wie beeinflusste der Konferenzsekretär die Bischofskonferenzen in Medellin und Puebla, wie schmiedete er Allianzen, wie überwand er Widerstände?

Im Interview sagt der Erzbischof: „Je herausfordernder die Wahrheit ist, desto mehr darf man nicht einmal den Eindruck erwecken, man habe Freude zu verletzen.“ Wünschenswert wäre ein Buch, das konkreter zeigt, wie Hélder Câmara diese Maxime in verschiedenen Stationen seines 90-jährigen Lebens verwirklicht hat.

Karl Vörckel

Leonardo Boff / Luigi Zoja
Die Wahrheit ist größer
Der Weg eines unbequemen Theologen
Ins Deutsche übersetzt von Bruno Kern

topos taschenbücher
Kevelaer: Butzon & Bercker. 2016
144 Seiten
9,95 €
ISBN 978-3-8367-1061-9

Leonardo Boff, lateinamerikanischer Theologe, Mitverfasser der Erd-Charta, Träger des alternativen Nobelpreises 2001, unterhält sich mit dem Psychoanalytiker Luigi Zoja über sein „bewegtes Leben und seinen Denkweg“.

Boff stammt, wie er gerne sagt, aus der „Jungsteinzeit“. Italienische Zuwanderer gründeten mitten im brasilianischen Wald Siedlungen, die sich inzwischen zu Städten entwickelt haben. Es ist eine regellose Welt, geprägt von Rassismus gegenüber den „Indigenas“, Brasiliens Ureinwohnern. Loja erzählt von jungen Siedlern, die zum Zeitvertreib mit ihren Flinten auf Indianerjagd gingen. Erst 1988, nach der Militärdiktatur, wurden die Indigenas durch eine neue Verfassung vor Landraub geschützt; aber Boff spricht von „Augenwischerei“, da immer noch viele legale und illegale Praktiken bestehen, den Indigenas ihre Gebiete abzunehmen, wenn sie wirtschaftlich interessant sind. Im zeitweise lebensgefährlichen Einsatz für die Rechte der brasilianischen Ureinwohner kommen Grundmotive des Lebens von Leonardo Boff und des vorliegenden Buches zum Ausdruck: Befreiung, Gerechtigkeit, Verbundenheit mit der (brasilianischen) Natur und der Kultur der Naturvölker.

Boffs Vater bejahte als Lehrer die pädagogischen Ideen Paolo Freires. Leonardo wuchs in einem fortschrittlichen und nicht besonders frommen Milieu heran. Es war für ihn selbst überraschend, als er sich im Alter von elf Jahren dazu entschloss, zu den Franziskanern zu gehen; Priester werden war die einzige Möglichkeit eines gesellschaftlichen Aufstiegs für den ehrgeizigen Jungen. Über viele Stationen kam Boff mit 26 Jahren 1965 nach München, um zu promovieren. Dort lernt er Karl Rahner, Albert Görres und Werner Heisenberg kennen, er liest das Gesamtwerk von Carl Gustav Jung. Die Verunsicherung durch die Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse wird zur Inspirationsquelle für die Dissertation: „Die Kirche als Sakrament im Horizont der Welterfahrung“. Joseph Ratzinger vermittelt einen Verlag und einen namhaften Druckkostenzuschuss. Über die Zusammenarbeit für die Zeitschrift Communio freunden sich die beiden Theologen etwas an.

1970 geht Boff zurück nach Brasilien und erkennt angesichts des Elends auf den Straßen, „dass wir eine neue Theologie brauchen.“ Zugleich wird ihm deutlich, dass er von der Militärdiktatur auch während seines Deutschlandaufenthaltes beobachtet worden war. 1971 erscheinen parallel Bücher von Gustave Gutierrez, Juan Luis Segundo und Leonardo Boff – die lateinamerikanische „Theologie der Befreiung“ findet weltweites Interesse. Die Aufmerksamkeit der Regierung allerdings zwingt Boff dazu, für eine Zeit unterzutauchen.

Das Buch „Die Kirche, Charisma und Macht“ von 1981 bringt Boff zusätzlich in Konflikt mit dem Papst und dem Vorsitzenden der Glaubenskongregation Kardinal Ratzinger. Am 7.9.1984 ist Boff in Rom vorgeladen. Kardinal Lorscheider meint: „Man schlägt den Sack und meint den Esel“, nämlich den brasilianischen Episkopat. Auch nach dem einjährigen „Bußschweigen“, das Boff auferlegt war, versucht Rom, seine Wirkungsmöglichkeiten einzuengen, wie überhaupt die politische Arbeit der Kirche zugunsten der Armen des Kontinentes durch Förderung des Opus Dei konterkariert wurde. 1992 verließ Boff deshalb den Franziskanerorden, ohne die Ideale des heiligen Franziskus aufzugeben, und erreichte damit wieder ein wenig Unabhängigkeit für seine Arbeit.

In den Jahren 1997 bis 2000 arbeitet Boff mit an der Endredaktion der Erd-Charta der UNESCO. Es geht darum, die Prinzipien für eine „gerechtere, friedlichere und nachhaltige Gesellschaft“ zu beschreiben. Es ist ein Papier ohne völkerrechtlich bindende Wirkung, doch spielt es in den Diskussionen, die unter anderem durch die Finanzkrise ausgelöst wurden, eine gewisse Rolle. Die letzten Seiten des Buches sind der Freude gewidmet, die Leonardo Boff wegen der Wahl Jorge Mario Bergoglios zum Papst Franziskus empfindet: „Theologisch ist Papst Franziskus konservativ. Doch er öffnet die Tür für Diskussion.“ Deshalb hofft Boff, dass die Dokumentation der Befreiungstheologie, die 1984 gestoppt wurde, nunmehr wiederaufgenommen werden kann.

Karl Vörckel

Stephan Mokry
Kardinal Julius Döpfner und das Zweite Vatikanum
Ein Beitrag zur Biografie und Konzilsgeschichte

Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag. 2016
544 Seiten
80,00 €
ISBN 978-3-17-026704-6

Der Münchener Kardinal Julius Döpfner (1913-1976) gehörte zu den großen Gestaltern des Zweiten Vatikanischen Konzils. Nach der Lebensbeschreibung aus der Feder des verstorbenen Kirchenhistorikers Klaus Wittstadt war es an der Zeit, eine aus den seit einigen Jahren zugänglichen Akten, besonders zum Konzil, gearbeitete Biographie vorzulegen. Stephan Mokry hat das mit seiner Dissertation meisterhaft geleistet.

Julius Döpfners Sozialisation geschah im kirchlichen Kontext, im Knabenseminar und Priesterseminar in Würzburg sowie vor allem im römischen Germanikum. Später wichtig gewordene Themen wie das allgemeine Priestertum und eine neue Bewertung der Laien als zentralen Teil des „mystischen Leibes“ der Kirche reflektierte er anfanghaft. In John Henry Newman, über den er seine Dissertation verfasste, fand er ein theologisches Vorbild. Seine ei-

gene spirituelle Heimat fand er nach der Rückkehr nach Franken in der Unio Apostolica, einer Gemeinschaft von Weltpriestern. Mit nur 35 Jahren wurde der Subregens des Priesterseminars zum Bischof von Würzburg ernannt. Mokry charakterisiert diese Jahre mit „vom Werden eines Bischofs“. Besonders in der Ökumene musste Döpfner noch schmerzliche Lernprozesse durchmachen. In der Frontstadt Berlin musste er eine neue Rolle gegenüber einem antichristlichen Staatswesen finden. Mokry schreibt vom „Döpfner-Dilemma“.

In Berlin begannen die Vorbereitungen auf das Konzil. Mokry analysiert im Detail, wie die theologische Lektüre des Bischofs in die Gutachten einfloss, die er in enger Zusammenarbeit mit Beratern erarbeitete. Döpfner schickte sowohl ein eigenes Votum nach Rom, war aber auch wesentlich am gemeinsamen Votum der deutschen Bischöfe beteiligt. In diese Phase fiel seine Ernennung zum Erzbischof von München und Freising.

Die ersten Schritte auf dem Konzilsparkett unternahm Döpfner als Mitglied der zentralen Vorbereitungskommission. Mit Gerhard Gruber als Sekretär und theologischem Berater baute er in den folgenden Jahren ein Netzwerk theologischer Berater auf, das sich zum Teil auf Professoren der Münchener Theologischen Fakultät stützte. Offenbarung, Kirche und Liturgie waren die Hauptthemen, die Döpfner in der Vorbereitungsphase begleitete. Ein Plädoyer für die Erneuerung des Diakonats gehörte dazu.

Auf dem Konzil hinterließ Döpfner eine klare „theologische Signatur“. Zu allen wichtigen Themen meldete er sich zu Wort. Nach dem Ende der ersten Konzilssessio wurde er zum Mitglied der Koordinierungskommission ernannt. Sein Anliegen: Konzentration der Themen. Dafür sorgte er ab Herbst 1963 als einer der vier Moderatoren. Dennoch blieb Döpfner ein eifriger Redner, der sich einmischte, etwa zur Wiedereinführung des ständigen Diakonats, zu den evangelischen Räten und den Orden, zu einem eigenen Marienkapitel in der Kirchenkonstitution, zur Offenbarung, zum Dialog der Kirche mit der Welt, zu Ausbildung und Lebensform der Priester und zur christlichen Ehe. Mokry vergleicht akribisch die vorgetragenen Reden mit den Entwürfen und kann an vielen Stellen einen Lernprozess Döpfners feststellen.

Damit ist ein zentrales Ergebnis der Studie benannt: Döpfner war einer der großen Theologen des Konzils. Er war nicht einer der vier Moderatoren des Diskussionsverlaufs, sondern griff selbst in die Diskussionen ein. Die organisatorische und theologische Reifung durch die Jahre des Konzils waren die beste Vorbereitung für die ihm danach anvertraute Leitung der Würzburger Synode. Sie rieben ihn aber auch gesundheitlich auf.

Mokrys Studie ist ein wichtiger Beitrag zur Erforschung des Zweiten Vatikanischen Konzils. In teils mikroskopischer Sicht auf einen der Protagonisten entwickelt er eine spannende Geschichte des Konzils, bei dem nicht nur die Vollversammlungen, sondern auch die Dynamiken im Hintergrund ausführlich zu Wort kommen. Das Konzil war ein wirkliches Ereignis für alle Beteiligten.

Joachim Schmiedl ISch

Karl Gabriel / Christian Spieß / Katja Winkler
Wie fand der Katholizismus zur Religionsfreiheit? Faktoren der Erneuerung der katholischen Kirche

Katholizismus zwischen Religionsfreiheit und Gewalt Bd. 2
Paderborn: Schöningh Verlag. 2016
324 Seiten
39,90 €
ISBN 978-3-506-77405-7

Vor gut 50 Jahren hat die katholische Kirche auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil die Religionsfreiheit anerkannt. Die Autoren untersuchen in ihrem Buch, welche Faktoren zur Wende in der kirchlichen Lehrmeinung geführt haben. Zunächst stellen die Autoren die Textgenese der Erklärung „Dignitatis humanae" dar. Daran anschließend werden Begriffsklärungen zum Thema Moderne/Religion vorgenommen. Sodann widmen sich die Autoren dem Begriff der Religionsfreiheit und den unterschiedlichen Interpretationen dieses Begriffes. Daran anschließend werden Thesen namhafter Wissenschaftler zu der Frage aufgezeigt, wie die katholische Kirche zur Anerkennung der Religionsfreiheit finden konnte. Auf Grundlage dieser Thesen wird dann ein großes Spektrum von Faktoren aufgezeigt, die den Lernprozess der Kirche ermöglicht und befördert haben. Das Buch kommt zu dem Ergebnis, dass sich die Frage, wie die katholische Kirche zur Religionsfreiheit kam, nicht eindeutig klären lässt. Vielmehr wird ein Geflecht von historischen, politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen gesehen, die die Neuorientierung der Kirche verursacht haben. Die Hinwendung des Konzils zu dieser Thematik sei nicht allein ursächlich durch das Eingreifen der US-Bischöfe verursacht worden. Mitentscheidend waren auch die im Nationalsozialismus gemachten Erfahrungen, die Menschenrechtserklärung, die aufsteigende wirtschaftliche Entwicklung ab 1950, die Blockkonfrontation und die katholizismusinterne Pluralität in Vereinen und Verbänden.

Die umfangreiche Untersuchung gibt einen Forschungsüberblick zum Thema und zeigt ein großes Spektrum wissenschaftlicher Positionen auf. Das Buch ist in der Reihe „Katholizismus zwischen Religionsfreiheit und Gewalt" als Band 2 erschienen. Diese Monografie liefert thematisch einen wichtigen Aspekt zur Thematik dieser Reihe. Nicht nur für Theologen, sondern auch für Juristen ist der Inhalt der Monografie interessant. Rechtlich wurde die Religionsfreiheit als Ausdruck der Menschenwürde schon lange vor dem Vatikanischen Konzil durch das Grundgesetz geschützt. Interessant ist nachzuvollziehen, wie sich Religionsfreiheit nach Artikel 4 GG und Religionsfreiheit des Katholizismus angenähert haben.

Schließlich ergeben sich aus der Monografie weitergehende Denkanstöße. Insbesondere könnte nach der Lektüre die Frage auftreten, ob sich die aufgezeigte Wandlung des Katholizismus zur Religionsfreiheit auch auf andere Religionen übertragen lässt.

Magdalene Kläver

Die Tür zur **Gottesschau**

Himmel auf zwei Beinen

Wunderliche **Theologie**
Weihnachtsbild

Meister
Seniorenfeier

Kunst

Emmanuel Carrère
Das Reich Gottes
Aus dem Französischen und mit einem Nachwort von Claudia Hamm

Berlin: Matthes & Seitz Verlag. 2016
528 Seiten
29,90 €
ISBN 978-3-95757-226-4

Quo vadis? – Auch auf diesen Hollywoodschinken rekurriert Emmanuel Carrère, wenn er – verknüpft mit seiner eigenen Glaubensgeschichte – in seinem jüngsten Werk „Das Reich Gottes" die Anfänge des Christentums erzählt. Der heutige Agnostiker und vor vielen Jahren praktizierende Katholik führt seine einstige Bekehrung im Erwachsenenalter auf den Einfluss seiner Patentante und auf eine massive Lebenskrise zurück, die er mit „Selbsthass und panischer Angst vor dem Leben" skizziert. Diese mutmaßlich eigene Geschichte, die des Autoren-Ichs, des Erzähler-Ichs, nimmt die ersten 100 Seiten des Romans ein.

„Nein, ich glaube nicht", bekennt der Autor des genresprengenden Werks, das von der Kritik als „autobiographische Doku-Fiktion" zu erfassen gesucht wird. Er spricht von dieser christlichen Phase – „wie ein Maler von seiner rosa oder blauen Periode". Während dieser dreijährigen christlichen Phase hat er jeden Tag einen Vers des Johannes-Evangeliums kommentiert. Jetzt weitet er seine Recherche zum einen auf die gesamten Evangelien, die Apostelgeschichte, die Apokryphen und die Briefe des Paulus aus, zum anderen auf historische Quellen des ersten Jahrhunderts wie beispielsweise die Werke des Josephus Flavius oder auf die Werke des Schriftstellers Ernest Renan, der im 19. Jahrhundert über das Leben Jesu geschrieben hat. Mit der Prosa seiner umfangreichen Recherche-Arbeit nimmt der 57-jährige Autor den Leser mit zu den Anfängen dieser eigenartigen „Sekte" mit dieser „extravaganten Umkehrung der Werte", der man wohl kaum diesen Erfolg vorausgesagt hätte.

Große Themen sind unter anderem Paulus' Missionsreisen, die Galater-Affäre, die „Rivalität der Parteichefs" Petrus und Paulus, Jakobus' Einfluss, die Herrschaft der römischen Kaiser, die Rolle des Historikers Josephus Flavius, die Weisheitslehre Senecas und die Entstehung der Evangelien, vornehmlich die des Lukas-Evangeliums. Dabei entfaltet Carrère mehr oder weniger nachvollziehbare Theorien zur Genese der Evangelien und erörtert neue Zuschreibungen beispielsweise im Rahmen der Zweiquellentheorie. Ein historischer Roman ist dies aber nicht nur deshalb nicht: Der Leser wird darüber hinaus immer wieder hinauskatapultiert ins 21. Jahrhundert – zum Autor selbst. Aber genau das will der Autor in seinem Buch, an welchem er sieben Jahre gearbeitet hat. Einen „Sandalen-Film" zu kreieren käme ihm vor wie bei Asterix. Trotzdem gelingt es ihm, das erste Jahrhundert nach Christus so nachzuzeichnen – obgleich zum Teil frei oder wild spekuliert –, so dass der Leser eine lebendige Vorstellung dieser Zeit gewinnt.

Der Autor erklärt mit Verve und kreativer Wortgewalt Maria Magdalena zur „Erfinderin des Christentums“ und das Lukasevangelium zu einem „waschechten Roman“, vermeintlich nebenbei erklärt er seine Scheidung, offenbart Internetporno-Vorlieben und lässt den Leser wissen, dass es sehr schwierig sei, ein schönes Ferienhaus auf der Insel Patmos zu kaufen. Diese Selbstbespieglung und -entblößung mutet schonungslos an, der zu Wort gewordene reflektierte Kult um seine Person kommt allerdings manchmal doch etwas kokett daher.

Der Schriftsteller und Drehbuchautor streift auch das Genre des Entwicklungsromans: Und zwar in den Szenen mit seinem Freund und Mentor Hervè: Von der „Marinade aus Ironie und Sarkasmus“, in der alles bei ihm schwamm, hin zu dem Ideal einer Ironiefreiheit und von einer maßlosen Egozentrik hin zu einem Sich-selbst-nicht-so wichtig-Nehmen. Manchmal sind allerdings seine Andeutungen, dass er die Bekenntnisse des Augustinus liest und mit Hervè im Wallis wandern geht, dann doch etwas offensichtlich: Petrarcas „Die Besteigung des Mont Ventoux“ kommt einem sofort in den Sinn.

Immer wieder schweift Carrère – natürlich bewusst – ab, stellt Vergleiche an, die mal brillant, mal weniger brillant daherkommen. Quo vadis? muss man vor allem auch dann fragen, wenn er über das Gerücht schreibt, dass der Große Brand in Rom das jüdische Viertel Trastevere verschonte, und ergänzt: „[…] und ich kann nichts dafür, wenn dieses Gerücht jenem ähnelt, am 11. September 2001 hätten in den Twin Towers keine Juden gearbeitet“ (389). Spätestens an dieser Stelle stellt sich doch ein Verwundern ein – über römische Brandstiftungen und über Sinn und Unsinn der zu Papier gebrachten Assoziationsketten samt einleitender Floskeln!

Die Begeisterung für das Werk lässt im Laufe der gut 500 Seiten insgesamt nach, eine unerwartete Schlussszene bringt jedoch noch einmal alles ins Wanken, das Urteil über das Buch und Carrères Agnostizismus: Er berichtet von einer Begegnung mit Èlodie, ein Mädchen mit Behinderung. Diese berührend erzählte Begegnung lässt ihn nach eigenem Bekunden das Reich Gottes für einen kurzen Augenblick erahnen. Trotzdem: Ob ich das Buch nun wie viele Kritiker vor mir „in den Himmel“ heben soll? Ich antworte mit den letzten Worten Carrères in seinem Buch, die auf die überraschende Frage antworten, ob er mit diesem Werk wohl sein damaliges gläubiges Ich und „den Herrn“ verrate: „Ich weiß es nicht“.

Friederike Lanz

Georges Bernanos
Tagebuch eines Landpfarrers
Neu übersetzt und kommentiert von Veit Neumann

Regensburg: Pustet Verlag 2015
344 Seiten
26,95 €
ISBN 978-3-7917-2722-6

Der vorliegende Roman, 1936 erstmals erschienen, gehört zu den erfolgreichsten Werken des französischen Romanciers und Essayisten Georges Bernanos und fand nach dem Weltkrieg auch im deutschen Sprachraum eine zahlreiche Leserschaft. Der Autor zählt zu den prominenten Vertretern des Renouveau catholique, einer religiös-literarischen Bewegung in Frankreich, die in der Rückwendung zu einem nach den Vorstellungen der Zeit authentischen Katholizismus die Erneuerung von Literatur und Gesellschaft anstrebte. Die unterschiedlichen Strömungen dieser Bewegung vereinte die Abkehr von einer positivistischen, naturwissenschaftlich-technisch geprägten Kultur, von laizistischen republikanischen Traditionen wie auch von einem erstarrten Dogmatismus innerhalb der Kirche. Diesem Zeitgeist setzten die Autoren „unorthodoxe" Beispiele christlichen Lebens entgegen, an denen christliche Existenz und deren Tiefendimensionen, wie Schuld und Sünde, Gnade und Erlösung, sichtbar werden. Besonders der Priesterroman bot sich an, solche Fragen in exemplarischer Form zu diskutieren.

Bernanos wählt für seine Existenzanalyse den jungen Geistlichen der Landpfarrei von Ambricourt, einer konventionellen flandrischen Gemeinde, die „vom Stumpfsinn (ennui, R. K.) geradezu aufgefressen wird". Der aus ärmsten Verhältnissen stammende, in mönchischer Einfachheit und Askese lebende, seiner selbst unsichere, aber zugleich schwärmerisch idealistisch eingestellte Pfarrer unternimmt den aussichtslos erscheinenden Versuch, die dumpfe Konventionalität der bürgerlichen Frömmigkeit seiner Gemeinde aufzubrechen und den Widerspruch offenzulegen zwischen der Kirche als Stütze gesellschaftlicher Ordnung und dem wahren Christentum, das er in der wörtlichen Nachfolge und Stellvertretung des leidenden Christus zu leben sich bemüht. Unter ganzem Einsatz seiner gesundheitlich labilen und im Umgang mit Menschen unbeholfenen Persönlichkeit versucht er den Funken eines unmittelbaren Glaubenserlebens in den Herzen seiner verständnislosen und sich ihm mehr und mehr entziehenden Gemeindemitglieder zu entzünden. Erst als es ihm gelingt, der zu seiner Gemeinde gehörenden Gräfin, die aufgrund des frühen Todes ihres Sohnes im Hass gegen Gott und die Menschen verhärtet ist, einen Tag vor ihrem unerwarteten Tod mit sich auszusöhnen, fühlt er nach allen Rückschlägen und Enttäuschungen die Wirksamkeit der Gnade Gottes. Auch zu deren schwieriger und abweisender Tochter findet er schließlich seelsorgerlichen Zugang. Der Graf aber, der die Bemühungen als indiskrete Einmischung in seine Familienverhältnisse deutet, betreibt beim Bischof die Abberufung des Pfarrers. Dazu kommt es nicht mehr. Der junge Geistliche stirbt an einem Krebsleiden, ergeben in sein Schicksal, versöhnt mit der Welt und im Bewusstsein, die Gnade Gottes erfahren zu haben.

Literaturhistorisch ist es verdienstvoll, die religiöse Literatur der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts in kommentierten Ausgaben wieder zugänglich zu machen und vor dem Vergessen zu bewahren. Ob sich daraus aber Impulse für die heutige Seelsorge ableiten lassen, erscheint mir fraglich. Denn die endlosen Reflexionen der Befindlichkeit des Pfarrers lesend nachzuvollziehen, ist anstrengend und legt sich belastend aufs Gemüt. Auch haben sich die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen wie auch die religiösen Paradigmen geändert. Aus heutiger Sicht möchte man dem armen Landpfarrer raten: Kehr um und glaub an die frohe Botschaft – suche einen guten Internisten auf und nimm therapeutische Hilfe in Anspruch!

Es ist eine Ironie, dass das allgegenwärtig vermutete Böse am Schluss des Romans dem Herausgeber noch ein Schnippchen schlägt. Der (Druckfehler-) Teufel hat den letzten Satz, der die Botschaft des Autors enthält, so verdorben, dass sie dunkel bleibt. Gern trägt der Rezensent zur Klärung bei und zitiert: „Die Gnade besteht darin, dass man sich vergisst. Aber wenn aller Stolz in uns gestorben wäre, so läge doch die Gnade aller Gnaden darin, sich selbst demütig zu lieben als irgendeinen, wenn auch noch so unwesentlichen Teil der leidenden Glieder Christi."

Rüdiger Kaldewey

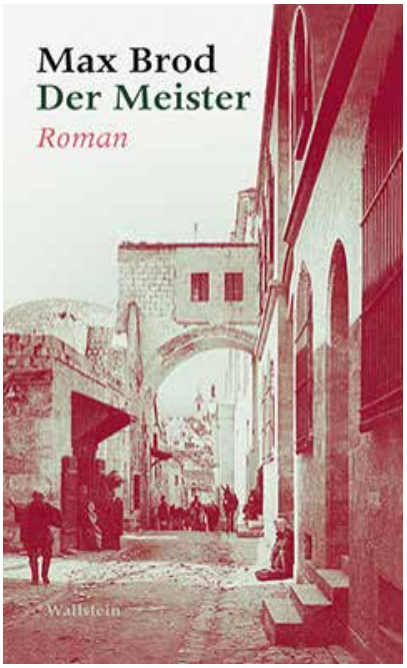
Max Brod
Der Meister
Roman
Mit einem Vorwort von Schalom Ben-Chorin

Göttingen: Wallstein Verlag. 2015
574 Seiten
29,90 €
ISBN 978-3-8353-1341-5

Neu ist Max Brods Roman „Der Meister" nicht. 1952 erstmals erschienen, stammt er aus der Feder des einstmals bekannten Vertreters der Prager deutschsprachigen Literatur, der heute oft in Vergessenheit geraten ist oder allenfalls als Herausgeber der Werke Franz Kafkas erinnert wird. Dass er Eingang in die derzeit entstehende Ausgabe ausgewählter Werke Brods gefunden hat, eröffnet erfreulicherweise auch heute einem breiteren Leserkreis die Begegnung mit einer jüdischen Perspektive auf die zentrale Gestalt des Christentums.

Es ist ein Roman, der den biographischen Hintergrund seines Verfassers spüren lässt. Max Brod (1884-1968), 1939 nach Palästina emigriert, schreibt ihn – persönlich wie politisch-gesellschaftlich betroffen – unter dem Eindruck der Shoah und der Staatsgründung Israels. Aus dem eigenen religiösen Fragen dieser Zeit erwächst die Annäherung an „Jeschua" als eine herausragende Gestalt des Judentums, in dessen Leben und Lehren sich die Probleme der Gegenwart spiegeln. Mit dem Land vertraut und historisch wie auch theologisch gut informiert, wagt Brod sich auf das schwierige Terrain eines Jesusromans und gibt dabei zu keinem Zeitpunkt die Freiheit des Dichters auf seine ganz eigene, „verdichtete" Version auf.

So erfolgt die Annäherung an Jeschua wie auch an das zeitgenössische Judentum aus der Außenperspektive des philosophisch und literarisch gebildeten Griechen Meleagros. Dieser hat die römische Gewaltherrschaft selbst erfahren und muss dennoch im Dienst der Römer arbeiten. Im Lande Jeschuas wird er zu einem Wanderer zwischen heidnischer und jüdischer Welt. Immer stärker lässt er sich hineinziehen in den Sog der Faszination für den



jüdischen Gottesglauben und Widerstand rund um den „Meister“, begeistert und befremdet zugleich. Dazu trägt vor allem Schoschana bei, die (frei erfundene) Ziehschwester und leidenschaftliche Anhängerin Jeschuas. Sie wird dem in sie verliebten Meleagros ebenso wie auch den Leser/innen zu einer Dolmetscherin ihres Bruders. Weitere Figuren kennt man aus den Evangelien – teils klassisch gezeichnet (so z.B. Maria von Magdala in der Identifizierung mit der Sünderin aus Lk 7 oder auch Kepha als derjenige, der in Jeschua klar den erwarteten Messias sieht), teils in eigentümlicher Verfremdung. Dies betrifft speziell Jason, den Freund des Meleagros von Jugend an, der sich erst spät als Judas Iskariot herausstellt – getrieben von apokalyptischen (Selbst-)Vernichtungsphantasien, in allen Farben schillernd und schließlich als Opfer römischer Propaganda endend.

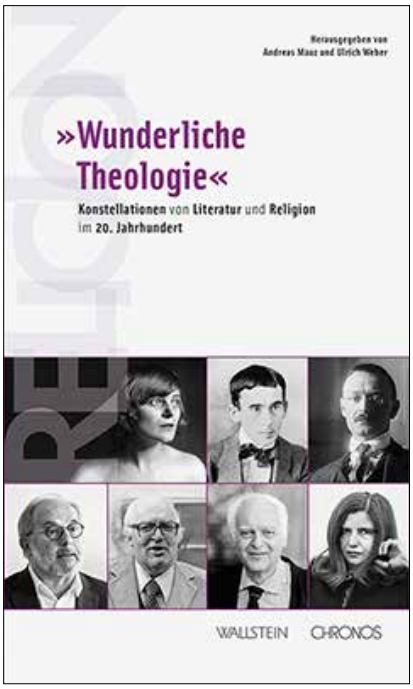
Jeschua selbst tritt erst nach über hundert Seiten des Romans in Erscheinung. Oft stößt man auf vertraute Perikopen v.a. der synoptischen Evangelien, narrativ gut verwoben und in einen neuen Rahmen organisch eingefügt. Jesus, der in den damaligen jüdischen Kontext eingebettete Verkünder des Gottesreiches – diese Darstellung entspricht heutigem exegetischen Allgemeingut. Nichtsdestotrotz bleibt die Figur des Jeschua facettenreich und widersprüchlich bis zuletzt. Die große Frage, mit welchem Selbstanspruch er auftritt und wer er eigentlich ist, spiegelt sich in den diversen Deutungsmodellen der Handlungsfiguren: ein politischer Aufrührer, ein Philosoph wie Sokrates, ein außergewöhnlicher Charismatiker in einer Landschaft, die ohnehin „summt vor Wundern“ (249), anders als gewöhnliche Menschen oder gar ein göttliches Wesen? Ohne je die Grenzen zwischen Judentum und Christentum zu verwischen, legt der Autor die Antwort auf diese Frage in die Hände seiner Leser/innen.

Über alledem steht das Bild Jeschuas als eines bedingungslos Liebenden, dessen Überwindung aller gängigen Freund-Feind-Muster zur Inspiration für seine Umgebung und darüber hinaus wird. In diesem Sinne erklingt der abschließende Friedenswunsch des Verfassers in seinem Nachwort an alle Mitmenschen guten Willens – zu seiner wie auch zu unserer Zeit. Ein Jesusroman, ansprechend eingebettet in ein Vorwort von Schalom Ben-Chorin und ein Nachwort von Karl-Josef Kuschel, der auch heute noch mit Gewinn zu lesen ist!

Rita Müller-Fieberg

Andreas Mauz / Ulrich Weber (Hg.)
„Wunderliche Theologie“
Konstellationen von Literatur und Religion im 20. Jahrhundert

Sommerakademie Centre Dürrenmatt Neuchâtel
Herausgegeben vom Schweizerischen Literaturarchiv Bd. 5
Göttingen: Wallstein Verlag. 2015 / Zürich: Chronos Verlag. 2015
296 Seiten m. Abb.
18,90 €
ISBN 978-3-8353-1830-4 / 978-3-0340-1322-2



Das Dialogfeld von Theologie und Literatur (-wissenschaft) erweist sich schon seit drei Jahrzehnten als überaus produktive interdisziplinäre Denkwerkstatt (vgl. www.theologie-und-literatur.de). Die jeweils aktuellen geisteswissenschaftlichen Entwicklungen und Strömungen schlagen sich in immer neuen Zugängen, Schwerpunktsetzungen und Bündelungen nieder. Der vorliegende Band fokussiert seine Ausführungen auf „die neuere Literatur der deutschsprachigen Schweiz“ (15), unter anderem deshalb, weil diese bislang theologisch-literarisch eher wenig beachtet wurde, so der Mitherausgeber Andreas Mauz im Vorwort.

Zurückgehend auf ein hochrangig besetztes Symposion im Centre Dürrenmatt in Neuchâtel versammelt der Band glänzend erarbeitete Zugänge aus vielerlei Perspektiven. Nicht alle können hier benannt werden. Zwei theoretische Panoramablicke setzen den Auftakt: Peter Rusterholz legt zunächst einen beispielreichen Überblick zu der Frage vor, ob es überhaupt so etwas gäbe wie eine spezifisch schweizerische Literatur mit eindeutig religiöser Tonlage. Letztlich sieht er Hinweise darauf, dass sich die Schweiz auf dem Weg zu einer „transnationalen Literatur“ (48) befindet, in der sich auch das Religiöse neue sprachliche Bahnen bricht.

Ganz anders der zweite Überblicksartikel: Andreas Mauz führt unter Auswertung der aktuellen Diskursliteratur ein in die gängigen „interdisziplinaritätstheoretischen Rekonstruktionen von Interpretationspraktiken zwischen Literaturwissenschaft und Theologie“ (53 ff.). Seine hier entwickelte Meta-Theorie gibt zahlreiche kritische Anregungen für die Hermeneutik dieses Dialogfeldes, das sich neu beweisen muss in den Vorgaben derzeitiger Ansprüche an Multidisziplinarität, Interdisziplinarität und Transdisziplinarität.

Die folgenden Beiträge stellen oft das Werk (nicht, wie frühere vergleichbare Zusammenstellungen, die Biographie) eines zentralen Autors oder einer Autorin in den Mittelpunkt: Thomas Mann im Blick auf die literarischen Spuren seiner Beziehung zur Unitarian Church (Heinrich Detering); die Mitbegründerin der Dada-Bewegung Emmy Hennings hinsichtlich religiöser Referenzen in ihren Romanen (Christa Baumberger); Hermann Hesses fiktional und autobiographisch gespiegelte Auseinandersetzung mit dem Glauben seiner Eltern (Rudolf Probst); Friedrich Dürrenmatts „Kampf mit seinem Glauben" (Pierre Bühler), soweit dies an seinen frühen Werken nachvollziehbar wird; die Rezeption der bislang kaum beachteten Impulse Hugo Balls im Werk von Kurt Marti (Magnus Wieland) und schließlich religiöse Bezüge im Werk von Thomas Hürlimann (Irmgard M. Wirtz). Ein Blick auf die Rezeption des Buddhismus in aktuellen literarischen Spiegelungen des Westens (Christoph Gellner) erweitert den breit gespannten Bogen um eine bedeutsame interreligiöse Perspektive.

Auffällig: Alle Beiträge (bis auf den von I. Wirtz) knüpfen an die aktuellen Fachdiskurse an, nehmen die bisherigen Forschungen bibliographisch und gedanklich auf und erweitern sie um wesentliche Erkenntnisse. Sprachlich gut geschrieben bieten sie spannende Einblicke in ein Feld, das bislang tatsächlich zu wenig beachtet wurde.

Zwei Beiträge von Literaten runden den Band ab. In bewährt sprachartistischem Ton und prägnanten Bildfügungen nähert sich zunächst Sibylle Lewitscharoff „Friedrich Dürrenmatt und Gott". Den Abschluss bildet Thomas Hürlimann mit seiner kurzen „Story meiner Auferweckung", der Schilderung einer medizinischen Grenzerfahrung auf der Folie der Lazarus-Episode aus Joh 11.

Für an Theologie und Literatur Interessierte bietet der Band spannende Lesezugänge. Hier wird das Feld nicht nur thematisch aufgefüllt, sondern inhaltlich wie methodologisch vorangetrieben. Die „wunderliche Theologie" – eine Referenz an Gottfried Kellers Novelle „Fähnlein der sieben Aufrechten" (1861) –, die in den hier vorgestellten Werken zum Vorschein kommt, regt immer wieder dazu an, den Stil einer zeitgenössisch überzeugenden Rede von Gott neu auszuloten.

Georg Langenhorst

Barbara Schreiter
Himmel auf zwei Beinen
Gedichte und Texte
Mit Handzeichnungen von Johannes Schreiter

Lindenberg im Allgäu: Josef Fink Kunstverlag. 2015
70 Seiten mit 15 Zeichnungen
14,80 € (Vorzugsausgabe mit handsigniertem Druck 39,80 €)
ISBN 978-3-89870-949-1

Muss sich nicht glücklich schätzen, an den diese Zeilen gerichtet sind: „Deine Liebe wirft ein ‚mehr' in mich hinein […] Du bist mir Himmel auf 2 Beinen." (16) Verfasst hat sie Barbara Schreiter, gerichtet sind sie an ihren Mann, den Maler und Grafiker Johannes Schreiter, der zu den bedeutendsten Schöpfern von Glasfenstern nach dem Zweiten Weltkrieg zählt. Der schmale Band enthält 28 Texte: Gedichte über Liebe, Lebenswege, Weihnachten, Jahreszeiten und eine spirituelle Geschichte. Meist gebrauchtes Substantiv ist das Wort Herz, das durch die Liebe(sworte) eines anderen Menschen oder die plötzlich vernommene Stimme Gottes berührt und verwandelt wird. Durch die Liebe, so der Cantus firmus der Texte, haben wir teil an der göttlichen Liebe.

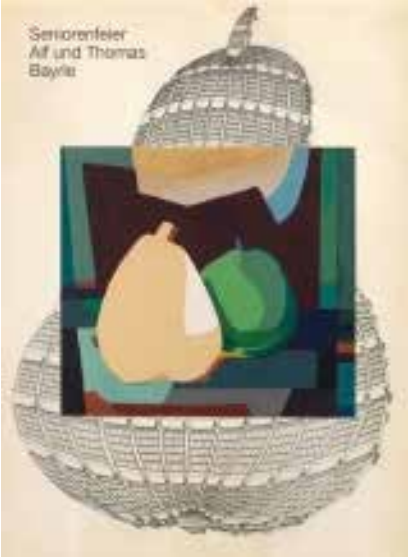
Eigen ist den Texten ein persönlicher, fast intimer Ton. Beklagt wird der Suizid eines Neffen: „Du starbst an der Lüge, nicht gewollt und nicht geliebt zu sein." (32) Gefeiert werden beglückende Augenblicke, wie die „Leichtigkeit", die sich in einen Tag einschleicht, oder der Sommer, der „mit einem verschmitzten Lächeln" den Tag überflutet.

Seinen ganz besonderen Charakter erhält das Buch freilich durch die Zeichnungen, mit denen der Bildkünstler Johannes Schreiter auf die Gedichte seiner Frau Barbara antwortet. Wunderbar gelungen ist beispielsweise die Doppelseite, auf der links unten ein kurzes Herbstgedicht – „Ein braunes Blatt / Ein braunes Blatt torkelt - / noch sommertrunken - / zu Boden." – abgedruckt ist, das auf der rechten Seite mit einer Zeichnung korrespondiert, die mit einer bewegten, mehrfach unterbrochenen Linie das Torkeln des Blattes anschaulich macht (54 f). In Schreiters Zeichnungen finden sich immer wieder energiegeladene Linien, die schraffierte Flächen durchdringen und auflockern. Zu entdecken sind längliche u-förmige Gebilde, die an sehnsuchtsvolles Sich-Ausstrecken, an Empfangen oder an Anbetung denken lassen. Dass die 15 Bleistiftzeichnungen des Bandes den Titel S.D.G. (für Soli Deo Gloria) tragen, passt zum Duktus des gemeinsamen Buches. So unterschiedlich die Medien Wort und Bild auch sein mögen, das Ehepaar Schreiter führt sie unter dem gemeinsamen Nenner der Poesie zusammen.

Thomas Menges

Alf und Thomas Bayrle
Seniorenfeier
Englisch / deutsch

Köln: Buchhandlung Walter König. 2016
232 Seiten m. vielen meist farb. Abb.
34,00 €
ISBN 978-3-86335-904-1



Im zweiten Quartal diesen Jahres richtete das Museum Wiesbaden eine „Seniorenfeier" aus: Der eine Senior, Thomas Bayrle (geb. 1937), war 1966 noch ein Junior, als eine seiner ersten Ausstellungen am gleichen Ort stattfand; der andere Senior ist sein Vater Alf Bayrle (1900-1982). Ganz unterschiedlich ist beider künstlerischer Werdegang: Während der Vater an der Akademie u.a. bei Franz von Stuck studierte und seine Karriere als Maler nach dem Zweiten Weltkrieg versandete, absolvierte der Sohn nach einer Ausbildung zum Weber ein Studium an der Werkkunstschule in Offenbach, wurde durch seine Professur an der Städelschule von 1975 bis 2005 zu einem einflussreichen local guy und erwarb sich durch Ausstellungen, u.a. bei der Documenta 13 (2012), internationale Reputation.

Thomas Bayrle interessiert sich – was mit den Webstühlen aus seinem Ausbildungsbetrieb zusammenhängen mag – für eine Ästhetik maschineller Produktion. In formaler Hinsicht lässt sich sein Werk mit Vokabeln wie Raster, Muster, Rhythmus, modern: Modul, beschreiben. Damit aufs Engste verknüpft ist sein thematisches Anliegen, das Verhältnis von Individuum und Masse. Beispielhaft steht dafür die Arbeit „Super Colgate" (1965), die bereits vor 50 Jahren in Wiesbaden zu sehen war: Wird die grellfarbene motorbetriebene Bildmaschine in Gang gesetzt, bewegen in Reih und Glied angeordnete Kinder auf Befehl eines glatzköpfigen Vorputzers ihre Zahnbürsten hin und her – was unweigerlich ein Schmunzeln des Betrachters hervorruft. Ein eher melancholischer Humor ist dem Bild „Einsamkeit im Hemdenparadies" (1970) eigen: Es zeigt ein Paar, das aus einer Unmenge kunstvoll verformter Hemden besteht; gehen beide in ihrer Tätigkeit auf, in großer Menge Hemden zu verkaufen? Die gleiche Frage wird von Bayrles Autobahnbildern aufgeworfen: Der einzelne Motorist fährt auf der Autobahn wie auf einem maschinellen Band. Und doch, so der Künstler, bleibt die Individualität erhalten: Denn kein Modul gleicht dem anderen absolut; außerdem können die Fahrer die Autobahn verlassen und zu ihrem angestrebten Zielort fahren. Er selbst sei, so Bayrle, kein Mensch des Entweder-oder, sondern vielmehr des Sowohl-als-auch. So habe erst die Massenproduktion und -distribution unseren individuellen Wohlstand ermöglicht; seine Eigenständigkeit indes muss jeder selbst bewahren.

Thomas Bayrle hat vielfach seine technischen Module mit der christlichen Ikonographie verknüpft, wie beispielsweise die ganz aus Mercedesautomobilen gebildete Madonna oder der zarte Kreuzweg in der Josefskirche in Frankfurt (2013) belegen. Im Museum hat die „Madonna Mercedes" (1989) einen überraschenden Effekt; doch worin bestünde, würde sie Bestandteil einer Kirchenausstattung werden, der Gewinn für einen Gläubigen?

Der etwas unübersichtliche Katalog wirkt wie mit der heißen Nadel gestrickt: Es fehlt ein Inhaltsverzeichnis und das Abbildungsverzeichnis muss man erst einmal finden. Lediglich ein instruktiver Text des Kurators Jörg Daur führt in die Bildwelt von Thomas Bayrle ein. Die zahlreichen Zeichnungen dokumentieren, mit welcher Kunstfertigkeit die Werke entstanden sind. Dennoch: Wer die Ausstellung der beiden Senioren Alf und Thomas Bayrle verpasst hat, bekommt beim Durchblättern des Katalogs den Eindruck, dass es wirklich etwas zu feiern gab.

Thomas Menges

Gesine Dammel (Hg.)
Mein Weihnachtsbild

Berlin: Insel Verlag. 2015
127 Seiten m. farb. Abb.
19,95 €
ISBN 978-458-17654-1

In diesem reizenden kleinen Buch stellen 22 bekannte weibliche und männliche Schriftsteller, Literaturwissenschaftler, Politiker, Journalisten, Theologen, Philosophen, Schauspieler, Mediziner und Künstler – unter ihnen Martin Mosebach, Friedrich Schorlemmer, Annette Schavan, Christian Lehnert, Hans-Ulrich Treichel, Peter Härtling, Elke Heidenreich, Jutta Richter, Klaus Gallwitz – ihr ganz persönliches Weihnachtsbild vor: Gemälde, Buchmalerei, Comic, Skulptur, Krippen, aber auch Fotos von Menschen oder Alltagsgegenständen. Abseits kunstgeschichtlicher Betrachtung liegt der Focus auf einem bemerkenswerten Detail, das die Verfasser/innen mit Weihnachten verbinden. Es handelt sich also um Begegnungserlebnisse mit Kunstwerken und Menschen, die intellektuell oder emotional, ernst oder humoristisch, persönlich oder gesellschaftskritisch, aus christlicher oder agnostischer Sicht geschildert werden; betont wird v.a. die menschliche Dimension von Weihnachten. Die Werke aus verschiedenen Zeiten stammen aus Kirchen, Museen, Privatbesitz oder dem öffentlichen Leben. Als christliche Sujets finden sich die Geburt Christi, die Anbetung der Hirten und der Könige, die Flucht und Engelsdarstellungen.

Fast alle Beträge sind von guter Qualität. Neben interessante Deutungen der mehr oder weniger bekannten klassischen Werke – etwa zu den Personengruppen oder zur Architektur der jeweiligen Szene – treten solche mit biographischem Bezug: Michael Krüger etwa nähert sich aus Kindersicht der „Geburt Christi“ von Lukas Cranach d.Ä., ist er doch selbst neben einem Stall auf einer Matratze im Kriegswinter geboren; Patrick Roth berichtet, dass ihm die Milchstraße erst im Traum, dann auf Adam Elsheimers Gemälde „Flucht nach Ägypten“ erschienen ist.

Die Interpretationen von Bildwerken, die der Familie des Autors oder dem öffentlichen Raum entstammen, münden v.a. in Gesellschafts- und Konsumkritik. Besonders rühren die biographischen Geschichten an: Wilhelm Schmid stellt die als Reaktion auf den 2. Weltkrieg gebaute Krippe seines Vaters vor; Ulrike Draesner deutet ein altes Kinderfoto mit der Oma, die einen „Lebensfaden" in den Händen hält, als weihnachtliches Motiv; Volker Reiche erzählt, wie die getrennten Eltern um seine selbstgebastelte Krippe buhlten.

Kritisch ist zu bemerken, dass die Abbildungen in dem sonst sehr schön gestalteten, nicht gerade billigen Büchlein zu klein geraten sind, sodass man kaum das Beschriebene erkennen kann. Es fehlt ein Vorwort, das etwas zur Auswahl der 22 Autorinnen und Autoren sagt; zwei weitere Verfasser hätten dem Buch den Charakter eines Adventskalenders gegeben. Die Bandbreite der Beiträge von christlich bis agnostisch entspricht der gesellschaftlichen Realität, doch hätte man besser auf Erika Pluhars peinliches Foto mit Zipfelmütze verzichtet. Nichtsdestotrotz ist es ein schönes Werk, das für eine Adventsbetrachtung – allein oder mit anderen zusammen – eine schöne Stunde bescheren kann!

Alexandra Reißmann

Klaus W. Hälbig
Die Tür zur Gottesschau
Einführung in die Bildwelten des Glaubens – Michael Triegels Augustinus-Retabel in der Pfarrkirche von Dettelbach

Münsterschwarzach: Vier-Türme-Verlag. 2015
249 Seiten m. einer farb. Abb.
29,99 €
ISBN 978-3-89680-898-1

Klaus W. Hälbig entwirft um Michael Triegels Augustinus-Retabel eine theologische Summe des trinitarischen Schöpfungs- und Erlösungswerkes – vergegenwärtigt in der Feier der Liturgie der Kirche. In der Liturgie wird Zeit transparent auf Ewigkeit, Geschichte auf das Heilshandeln Gottes. Sie ist jener Resonanzraum, in der das Wort Gottes das Herz der Menschen erreicht, weil sie im Heiligen Spiel die Vernunft über sich hinaus in eine symbolisch vermittelte Anschauung Gottes führt, in der u.a. das Andachtsbild seinen unverzichtbaren Ort hat. Irdische Liturgie als Abbild kosmischer Ordnung und Vergegenwärtigung der Erlösung aller Menschen durch den Abstieg Gottes in unser Fleisch, um unser Fleisch zu Gott zu erhöhen in Menschwerdung, Kreuzestod und Auferstehung Jesu Christi – Hälbig stützt sich dabei auf Josef Ratzingers „Der Geist der Liturgie" in ihrer Inspiration durch den Kirchenvater Augustinus.

Dessen Leben und Werk wird in einem zweiten Teil skizziert werden, um in einer Vorstellung des Künstlers Michael Triegel zu münden und dessen Weg zum Glauben vorzustellen. Danach umgibt Hälbig jede Tafel des Retabels mit einem Kranz aus Schriftverweisen, Zitationen aus den Kirchenvätern, vornehmlich Augustins, anderer Theologen, kabbalistischer Zahlensymbolik und webt so einen dichten Teppich an Allegorien, um das wiedererstehen zu lassen, was er verloren gegangen glaubt: dass Schöpfung und Schrift, Theologie und Liturgie, Universalität und Individualität, Welt- und Heilsgeschichte, Glauben und Leben, Kirche und Welt zusammengeschaut und als zusammengehörig erlebt werden im christlichen Kult. Im künstlerischen Werk Triegels sieht er die gelungene Restitution eines zeitgenössischen christlichen Andachtsbildes.

Es bereitet bis zur Hälfte des Buches ein großes ästhetisches Vergnügen, sich Geist und Sinne derart weiten zu lassen, dass alles mit allem in Beziehung steht und sich in der Gottesschau, im Glauben an Gott, vollendet. Nach der Hälfte packt den Leser aber eine Müdigkeit, die allegorisch stehen mag für die Crux dieser Art eines allumfassenden allegorischen Systems: Es kommt derart bedeutungsschwanger daher, dass es unter der Last seiner eigenen Bedeutsamkeit kollabiert. Die spätmittelalterliche Frömmigkeit ist nicht zuletzt daran zugrunde gegangen, dass sie den allegorischen Bogen überspannte. Die Weite des Denkens, Fühlens und Glaubens, die dieses System beim ersten Lesen nach innen hin, liturgisch vermittelt, aufmacht, bezahlt sie nach außen hin mit scharfer Abgrenzung und schablonenhaftem Urteil. Hälbig setzt sich hart ab zum Liturgieverständnis des Protestantismus, ohne dessen geschichtliche Ursachen zu würdigen, und lässt am Weg der Kunst an der Schwelle zum 20. Jh. kein gutes Haar – „... eine areligiöse und atheistische Kunst [produziert] bei allem Pathos der Kunstfreiheit und Autonomie letztlich bloß Artefakte, die zu keiner ‚goldenen Rei-

fe‘ finden und niemandes Herz mehr trösten“ (112) –, ohne zu sehen, dass aus der Schwäche des Christentums und kirchlicher Verkündigung Künstler mit ihrer Kunst gerade deshalb die Religion zu beerben dachten, weil nur noch die Kunst könne, was dem Glauben misslinge, das Leben zu deuten, Bedeutsamkeit zu stiften. Die Restauration der Allegorie wird so zur Problemanzeige.

Auf die unzähligen Brüche menschlicher Geschichte antwortet Gott im Zerbrechen seines Sohnes am Kreuz. Die Brüche bleiben, gebrochen gibt es Hoffnung durch den Gekreuzigt-Auferstandenen. Wie müsste eine Liturgie aussehen, die dies heute feierte? Wie müsste ein Andachtsbild aussehen, das dies heute zur Anschauung brächte? Hälbigs Verdienst ist es, diese Fragen zu schärfen und Liturgie und Kunst zur Andacht vor Verflachung und Simplifizierung bewahren zu wollen. Seine Lösung bringt eher eine Verschärfung des Problems.

Stefan Scholz

Tierethik

Sterbekultur

Zuwanderung und Moral

Philosophie / Ethik

Licht des

Nichts

Zweifeln!

Urknall

Ethik im Judentum

Konrad Ott
Zuwanderung und Moral

[Was bedeutet das alles?]
Stuttgart: Reclam Verlag. 2016
94 Seiten
6,00 €
ISBN 978-3-17-022500-8

Müssen wir alle Flüchtlinge aus Krisengebieten und alle Migranten, die ein besseres Leben bei uns suchen, in Deutschland aufnehmen? Diese Frage beschäftigt viele Menschen seit der massenhaften Zuwanderung im letzten Jahr zutiefst. Der Philosoph Konrad Ott nimmt die öffentliche Diskussion zum Anlass für eine ethische Analyse und kritische Prüfung der moralischen Argumente für und wider die Aufnahme von Migranten. Seine eigene, zuwanderungsskeptische Position verbirgt er keineswegs. Sie wird nicht nur in der Einleitung deutlich, sondern bestimmt auch die Anlage des Büchleins. Die Rekonstruktion der migrationsethischen Debatte erfolgt nämlich entlang des Max Weber entnommenen Schemas von Gesinnungs- und Verantwortungsethik. Dabei kommt, wie man weiß, die Gesinnungsethik schlecht weg: Gesinnungsethikern geht es nämlich zuallererst um die Wahrung des Prinzips. Um die Folgen ihrer Prinzipientreue scheren sie sich nicht. Verantwortungsethiker hingegen sind flexibler und wägen Vor- und Nachteile, Kosten und Nutzen für alle Betroffenen sorgfältig ab. Gesinnungsethisch argumentieren vor allem, so Ott, linksstehende Politiker und Medienleute, Akademiker und Kirchenvertreter, wenn sie die moralischen Rechte auf Rechtsschutz und auf Unterstützung für Flüchtlinge und Migranten, die an den europäischen Grenzen anlanden, ganz nach vorne stellen. Dabei weiten sie nicht nur den Begriff des Flüchtlings inflationär auf alle irgendwie Notleidenden aus, sondern verfallen einem unhaltbaren moralischen Maximalismus: Die menschenrechtlich begründeten Pflichten des Staates gegenüber ankommenden Schutzsuchenden sind prinzipiell unbegrenzt und beinhalten nicht allein, ihnen Aufnahme und Unterstützungsleistungen zu gewähren, sondern erfordern zusätzlich, ihnen risikoärmere Zugangskorridore aus den Krisengebieten heraus einzurichten. Dass eine solchermaßen begründete „Willkommenskultur“ enorme Sogwirkungen auf alle global Schlechtergestellten ausübt, muss den Gesinnungsethiker nicht beunruhigen. Seine zutiefst unpolitische Einstellung hat ihre grundsätzliche Ursache Ott zufolge im normativen Individualismus und der „overridingness“, mit der moralische – menschenrechtliche – Normen ausgestattet werden. Moralische Gründe, so diese Position, zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sie gegenüber allen anderen Gründen – politischen, kulturellen, ästhetischen,… – unbedingten Vorrang beanspruchen. Auf dieser Basis ist eine Überforderung des Aufnahmelandes aber kaum je gegeben und sind Zuwanderungsbeschränkungen nicht zu begründen. Die Gesinnungsethik führt, so Ott, zu offenen Grenzen und einem faktischen Bleiberecht für alle.

Verantwortungsethiker hingegen, die Ott im Rechtssystem und in liberal-konservativen Kreisen in Medien und Politik ausmacht, gehen viel pragmatischer, umsichtiger und folgenorientierter vor. Auch sie sind nicht prinzipienlos, aber wesentlich kritischer, was die anerkennungswürdigen Fluchtgründe und was die Mitwirkungspflichten der Asylsuchenden bei den Verfahren betrifft. Die Schutzpflichten gegenüber politisch Verfolgten und Kriegsflüchtlingen ergeben zudem nur ein temporäres Aufnahmerecht, das mit dem Entfallen des Asylgrundes endet. Jede weitere Bleibe- oder Zutrittsgewährung kann sich legitimerweise an den demokratisch bestimmten Interessen des Aufnahmestaates orientieren. Moralisch sei auch nicht zu beanstanden, dass Nicht-Staatsbürger damit zu reinen Objekten der Politik werden, weil es diskursethisch gesehen genüge, wenn Ausländer- und Einwanderungsgesetze vor einem universellen Auditorium wie den Vereinten Nationen gerechtfertigt werden könnten. Der moderne Wohlfahrtsstaat ist zudem, so ein weiteres Argument, eng mit dem Konzept des Nationalsstaats verbunden, der wirksam die Hoheit über seine Grenzen innehat. Offene Grenzen führen daher aus verantwortungsethischer Sicht zum Ende wohlfahrstaatlicher Arrangements und zur gesellschaftlichen Desozialisierung. Ott spricht sich daher verantwortungsethisch dafür aus, wirksame „Abreize" gegen Migration zu schaffen und die Anerkennung von Fluchtgründen zu reduzieren. Dies soll freilich auf dem Boden des geltenden Völkerrechts und unter Wahrung der Menschenwürde der Betroffenen geschehen. Er entwirft schließlich eine „politische Ökonomie" der Migration, mit der Wanderung durch solche negativen Anreize so gesteuert werden soll, dass die legitimen Interessen aller Betroffenen, aber eben auch die staatliche Steuerungsfähigkeit, gewahrt werden. Diese mündet in eine Zehn-Punkte-Liste, wie Ott sich die verantwortungsethische Konkretion der Zuwanderungsbegrenzung vorstellt, die er selbst als heikel und als Diskussionsanstoß bezeichnet.

Das Büchlein kommt sachlich daher, aber sein Anliegen ist polemisch: Es will die Auseinandersetzung über den ethisch vertretbaren Kurs in der Flüchtlings- und Migrationspolitik aufrütteln und voranbringen. Das gelingt auf einem hohen argumentativen Niveau. Wer sich selbst oder andere zu einem anspruchsvollen Widerspruch herausfordern möchte, findet hier eine Vorlage.

Christof Mandry

Wolfgang Huber
Ethik
Die Grundfragen unseres Lebens
Von der Geburt bis zum Tod

München: C.H. Beck Verlag. 2016 (Paperback)
320 Seiten
14,95 €
ISBN 978-3-406-68832-4

In der vorliegenden 320 Seiten starken Publikation geht der ehemalige Ratsvorsitzende der EKD den Grundfragen des Lebens von der Geburt bis zum Tod nach. Jedem der 20 Kapitel ist eine Frage zugeordnet, die an der Erfahrungswirklichkeit der Gegenwart ansetzt und diese vor dem Hintergrund einer christlichen Ethik lebensnah und praktisch reflektiert. Auf einen wissenschaftlichen Handapparat wird verzichtet; ausgewählte Belege und Verweise dienen dem interessierten Leser für eine weiterführende thematische Vertiefung; hinzu kommt ein kompaktes Personen- und Sachregister. Der Verfasser wählt für seine Darstellungen einen sehr ansprechenden, fast schon dialogischen Stil, der der Leserin und dem Leser den Eindruck von Unmittelbarkeit und Offenheit vermittelt. Die jeweiligen Kapitel sind in sich geschlossen, knüpfen jedoch aneinander an und spannen so den weiten Bogen einer „Ethik des Lebens“.

Inhaltlich eröffnet Huber seine Überlegungen mit der Feststellung: „Ethik hat es heute, mehr noch als in früheren Zeiten, mit Konflikten zu tun. Doch ihr Verhältnis zu diesen Konflikten hat sich geändert. Ethik verhilft nicht nur zur Orientierung im Konflikt; sie ist vielmehr selbst umstritten. Das gehört zu den wichtigsten Kennzeichen des modernen Pluralismus.“ (9) Auch wenn sich in dieser Aussage die Erkenntnis Bahn bricht, dass Ethik letztlich immer Ausdruck eines lebendigen Diskurses sowie eines individuellen Ringens um Antworten sein muss, unternimmt Huber die Anstrengung, Wege zu einigen der drängendsten Fragen des Lebens aufzuzeigen. Nicht vorrangig als evangelische, sondern grundlegend als christliche Ethik findet in den dargestellten Themen besonders die Perspektive der Verantwortung Berücksichtigung; sei es in Fragen zur Person, zum Zusammenleben von Menschen, zu Schwangerschaft und Familienplanung oder zum Umgang mit Krankheit, Behinderung und Alter.

Huber hat dabei nicht nur die Mündigkeit der konkreten sittlichen Person im Blick, sondern fragt immer wieder auch die Ethik selbst in ihrer Funktion als kritische Reflexionsinstanz und als Anwalt für das Leben an. Weder werden Konfessionelle Unterschiede überblendet noch die eigene Perspektive verabsolutiert; stattdessen trägt der Stil einer kritischen Zusammenschau von Gemeinsamkeiten und Unterschieden Rechnung, die für die Feinheiten des ethischen Diskurses sensibilisiert und zu einer eigenen Positionsbestimmung anregt. Praxisbeispiele und Fallgeschichten gestalten dabei die jeweilige Darstellung nicht nur anschaulich, sie dienen zu-

gleich als Eröffnung eines jeden Kapitels und bieten damit einen niederschwelligen Zugang zu oft anspruchsvollen ethischen Fragen. Ausführungen über Arbeit und Kultur, Bildung und Medien geben entscheidende Impulse für die Unvertretbarkeit und die Selbstverpflichtung christlicher Ethik, die den Einzelnen wie die Gemeinschaft gleichermaßen fordern. Darlegungen zu den globalen Formen des Wirtschaftens, zum Umweltschutz und zur Pluralität von Gesellschaften machen angesichts aktueller Herausforderungen wie der demografischen Entwicklung oder des Zusammenhangs von sozialer Gerechtigkeit und Frieden deutlich, wie sehr die Grundfragen der Menschheit auch Fragen von heute und morgen sind.

Christliche Ethik kann sich im Dienst am Leben nicht hinter universalistischen Prinzipien verstecken, sondern muss immer wieder den Diskurs mit dem Leben selbst suchen. So lautet letztlich auch die Grundthese des Buches: „Die Grundfragen der Ethik stellt das Leben selbst." (288)

Resümee: Eine wertvolle Lektüre für jeden, der nach Hilfe und Orientierung sucht, das eigene Leben aus christlicher Perspektive sinnvoll und verantwortlich zu gestalten – informativ und diskursiv zugleich.

Ingo Proft

Zentralrat der Juden in Deutschland /
Schweizerischer Israelitischer Gemeindebund (Hg.)
„Lehre mich, Ewiger, Deinen Weg"
Ethik im Judentum

Berlin: Hentrich & Hentrich Verlag. 2015
327 Seiten m. Abb.
24,90 €
ISBN 978-3-95565-106-0

In den vergangenen 50 Jahren hat sich die Haltung der katholischen Kirche zum Judentum deutlich verändert. Antijüdische Stereotype und Vorurteile in Verkündigung und Religionsunterricht wurden weitgehend überwunden. Vor allem aber hat die Kirche anerkannt, dass der Bund, den Gott am Berge Sinai mit Israel geschlossen hat, niemals aufgehoben wurde. Um es mit den Worten von Papst Franziskus zu sagen: „Gott wirkt weiterhin im Volk des Alten Bundes und lässt einen Wahrheitsschatz entstehen, der aus der Begegnung mit dem göttlichen Wort entspringt. Darum ist es auch eine Bereicherung für die Kirche, wenn sie die Werte des Judentums aufnimmt." (Evangelii gaudium, Nr. 249)

Schaut man hingegen in unsere Religionsbücher, so erfährt man zwar einiges über jüdische Feste, Speise- und Schabbatgebote, über die Shoah und vielleicht noch den Staat Israel. Aber in den Kapiteln zu aktuellen moralischen Fragen sucht man meist vergeblich einen Hinweis auf jüdische Positionen und Argumentationen. Genau diesen Mangel kann das Buch zur jüdischen Ethik beheben. Es ist primär für den jüdischen Religionsunterricht geschrieben, kann aber auch im katholischen und evangelischen Religionsunterricht gewinnbringend eingesetzt werden.

Es ist das erste und bislang einzige Werk in deutscher Sprache, das einen Einblick in eine Vielzahl ethischer Themen von Umweltethik über Bioethik und Sozialethik bis hin zu Fragen der Sexualmoral gibt. Jedes Kapitel ist von einem ausgewiesenen Experten, meist einem Rabbiner, verfasst. Inhaltlich folgen die meisten Autoren einem modern-orthodoxen Judentum, das jüdische Tradition und modernes Leben miteinander verbindet. Wo das liberale Judentum zu anderen Überzeugungen gelangt, etwa in Bezug auf die Stellung der Frau im Gemeindeleben (Stichwort: Frauenordination), wird diese Position gesondert – in diesem Fall von einer liberalen Rabbinerin – dargestellt.

Durchgängig wird dabei deutlich, dass das Judentum eine höchst lebendige Religion ist, die auf der Grundlage einer dreitausendjährigen Tradition Antworten auf aktuelle Fragen sucht. Besonders spannend zu lesen sind die Kapitel über Abtreibung, die Stellung der Frau im orthodoxen Judentum oder Homosexualität, in denen man spürt, wie die Autoren um überzeugende Antworten ringen und unterschiedliche halachische (religionsgesetzliche) Argumentationen miteinander ins Gespräch bringen.

Was das Buch für den Unterricht wertvoll macht, ist sein klarer, an didaktischen Prinzipien orientierter Aufbau. Der systematischen und allgemein verständlichen Einführung in ein ethisches Thema folgen kürzere Quellentexte mit Fragen und Arbeitsanweisungen, die die Schülerinnen und Schüler zur eigenen Meinungsbildung in Auseinandersetzung mit der jüdischen Tradition herausfordern. Literaturangaben und Linktipps regen dazu an, sich intensiver mit einzelnen Fragen zu beschäftigen. Wichtige Fachbegriffe jüdischer Ethik und kurze biographische Angaben zu den halachischen Autoritäten der Vergangenheit und Gegenwart machen das Werk auch für Schülerinnen und Schüler verständlich, die mit der jüdischen Tradition nicht vertraut sind.

Und worin liegt der Mehrwert für einen christlichen Religionsunterricht? Jüdische Ethik begnügt sich nicht mit moralischen Appellen oder der Verkündigung moralischer Ideale. Sie versucht vielmehr, in den oft schwierigen und nicht eindeutigen Situationen unseres Lebens einen Weg zu zeigen, wie wir den Geboten Gottes folgen können. Das ist nicht nur moralisch bedeutsam, sondern hat auch eine theologisch-spirituelle Dimension. Denn die Nähe und die Liebe Gottes zeigen sich nicht zuletzt darin, dass seine Gebote uns in unserer begrenzten, unerlösten und mehrdeutigen Welt Orientierung geben. Es ist daher auch für christliche Schülerinnen und Schüler eine Bereicherung, wenn sie die Werte des Judentums aufnehmen.

Andreas Verhülsdonk

Daniele Dell'Agli
Aufruhr im Zwischenreich
Vorboten einer anderen Sterbekultur

Wilhelm Fink: Essays
Paderborn: Wilhelm Fink Verlag. 2016
135 Seiten
16,90 €
ISBN 978-3-7705-5995-4

Daniele Dell'Agli ist ohne Weiteres zuzustimmen: Wir, die Bürgerinnen und Bürger dieses Landes, müssen die Systemfrage stellen und brauchen eine Revolution in unserer Kultur des Alterns und Sterbens: Wir sollten ernsthaft über Menschenrechte im Alter nachdenken, selbstbestimmte Wohn- und Lebensformen am Lebensende ermöglichen, unsere Endlichkeit enttabuisieren, die Medikalisierung der zweiten Lebenshälfte hinterfragen, usf. Im Zuge dessen mag argumentativ über die These des Autors gestritten werden, dass die Individualisierung der Lebensführung und die Einmaligkeit des je eigenen Todes in eine ästhetische Perspektivierung des Sterbens münden müsse, unter der die Abgabe von letalen Substanzen an Suizidwillige letztlich ebenso zu legalisieren ist wie die Tötung auf Verlangen.

Seiner streitbaren These erweist Dell'Agli mit seiner Schrift jedoch keinen Dienst, auch wenn oder gerade weil er sie in die Form des Essays gießt. Erstens darf ein Essay durchaus spitzzüngig, sarkastisch, etc. sein – die Grenze zwischen geistreicher Überspitzung und platter Bezichtigung überschreitet der Autor jedoch des Öfteren und bleibt so unter seinem Niveau. Dies mag der großen Wut und Empörung des Autors geschuldet sein, die sich offenbar aus zwei Szenen speisen: dem elenden Versterben der Mutter in Rom und dem Ableben eines krebskranken Nachbars in Kassel, beide offensichtlich unter inadäquatem Therapieziel behandelt bzw. nicht angemessen palliativmedizinisch versorgt.

Seine Empörung ist natürlich verständlich, repliziert aber, zweitens, einen Modus, den er anderen zum Vorwurf macht: Denn während Dell'Agli die deutschen Bundestagsabgeordneten in der Gefahr sieht, bei der Abstimmung über § 217 StGB ihren Verstand auszuschalten und „Erfahrungen mit dem Tod Nahestehender zur Richtschnur ihres Votums zu machen" (20), lässt er sich offenbar von zwei solchen Begebenheiten leiten, um zu seiner Meinung zu gelangen. Nichts deutet darauf hin, dass er seine Ausführungen auf eine größere empirische Basis zu stellen versuchte, tatsächlich mit betroffenen Menschen gesprochen hätte.

Persönliche Besuche in Palliativstationen, Hospizeinrichtungen und Krankenhäusern hätten ihm dann, drittens, vielleicht gezeigt, dass zwar in der Tat vieles im Argen liegt und es eines Systemwandels bedarf (s.o.). Zugleich wäre ihm aber vielleicht klar geworden, dass Pflegekräfte, Ärzte und Hospizbetreiber nicht erst dann einen Finger rühren, wie er behauptet, wenn sie bezahlt werden. Vielleicht wäre ihm dann auch aufgegangen, dass im Falle des moribunden Nachbars ein Wechsel des betreuenden Arztes oder Pflegeteams vieles zugunsten einer besseren palliativen Versorgung hätte bewirken können. Was der Autor zu Recht von der Gesellschaft fordert: mehr Kommunikation über das Sterben, eine Entmarginalisierung der Alten – der Leser seines Essays fragt sich, warum Dell'Agli dies nicht wenigstens schon einmal im Kleinen umgesetzt und die Nachbarsfamilie in einer guten Arztwahl unterstützt hat (auch wenn dies zugegebenermaßen natürlich nicht die großen Fragen und Missstände löst) oder warum er nicht zusammen mit seiner Mutter, einer gläubigen Katholikin, eine Patientenverfügung aufgesetzt hat, wie es von den Deutschen Bischöfen explizit empfohlen wird.

Viertens wäre es wohl ein Leichtes, ein ähnlich empörtes Essay zu verfassen, den grundlegenden Wandel der Sterbekultur zu fordern und die eigene Belesenheit anzeigend zahlreiche Theoretiker und Autoren zu zitieren, aber zu gänzlich anderen Schlussfolgerungen, etwa zur strikten Ablehnung der Beihilfe zum Suizid oder der aktiven Sterbehilfe, zu gelangen. Man müsste sich nur auf die von Dell'Agli geschmähten Philosophen beziehen und seine Gewährsleute verbal abkanzeln. Eine kluge Argumentation oder eine breite Basis empirischer Daten, weshalb man seinem Ansatz folgen und den Gegenessay ablehnen sollte, offeriert Dell'Agli leider nicht.

Stattdessen ergeht sich der Autor in den letzten beiden Kapiteln in der Besprechung von Filmen, die das Sterben thematisieren und die die Feuilletons im Gegensatz zu ihm natürlich nicht richtig verstanden haben, bzw. referiert er über die Nirwanologie der Ambient Music, die ein angstfreies Verlassen dieser Welt ermöglichen soll. Und auch hier hat Dell'Agli messerscharf und prophetisch das Potential des „alphawellentemperierte[n] Klangbad[es]" (114) jenes Musikstils erkannt, das er dem „Autismus des Free Jazz" oder dem „Authentizitätsgejammere des Blues" (113) gegenüberstellt – vielen Dank für diese privilegierten Informationen, denkt sich da der Rezensent. Aber was würde Dell'Agli wohl sonst von einem ewiggestrigen, funktionselitären Blatt wie dem „Eulenfisch" erwarten?

Dirk Preuß

Kurt Remele
Die Würde des Tieres ist unantastbar
Eine neue christliche Tierethik

Kevelaer: Butzon & Bercker Verlag. 2016
231 Seiten
19,95 €
ISBN 978-3-7666-4291-2

Ein merkwürdiges Buch. Wer es so ernst nimmt, wie es geschrieben ist, hat sein letztes Schnitzel gegessen. Der Autor legt eine – vornehmlich christliche – chronique scandaleuse menschlichen Umgangs mit Tieren vor. Das gemeinsame Band der Lebendigkeit mit den Tieren lässt nicht zu, dass Tiere anders behandelt werden, als man selbst behandelt werden möchte. Selbst die Zoohaltung von Tieren ist nicht erlaubt, weil Zoohaltung per se nicht artgerecht ist; Nutztierhaltung schon gar nicht und sie muss langfristig überwunden werden. Vegetarische bzw. vegane Ernährung wird nicht angeraten, sondern soll zur Pflicht erhoben werden. Jegliche Anthropozentrik ist zu überwinden und alles Lebendige ist einzufügen in eine terrestrische Balance fühlender Wesen; der Mensch als Verantwortlicher hat ein ökologisches Gleichgewicht mit Einbezug der Pflanzen herzustellen. Empfohlen werden postanthropozentrische Ethikmodelle (sentientistische, patho- und ökozentrische). Hinduismus, Buddhismus und insbesondere der Jainismus werden als vorbildlich im Umgang mit Tieren dargestellt. Das Kastenwesen im Hinduismus bleibt ausgeblendet. Tierische Schädlinge indes sind wie menschliche Aggressoren zu behandeln; es darf gegen sie vorgegangen werden. Unheil gibt es offensichtlich nicht nur von Menschenhand. Der Voluntarismus des Autors erweckt allerdings den Eindruck, als könne alles Unheil, das die Tierwelt betrifft, vom Menschen beseitigt werden.

Der Mensch wird zum hominiden „Problembär" für die Tierwelt und zur „Hautkrankheit der Erde", wie Friedrich Nietzsche schon im 19. Jahrhundert feststellte. Man darf gespannt sein, wie bei zunehmendem „Befall der Erde mit Hominiden" im 21. Jahrhundert ein ethisches Kriterium formuliert wird – mit oder ohne Vorzugsregel für Mitglieder der Problemspezies.

Obwohl der Verfasser eine christliche Tierethik schreiben will, verzichtet er nicht ohne Polemik auf ein wesentliches Merkmal von Christlichkeit, nämlich die Gottesebenbildlichkeit des Menschen, um ethische Vorzugsregeln schon im Prinzip zu enthominisieren. Vermutlich nennt er deshalb seine christliche Tierethik neu. Der Verzicht auf die Gottesebenbildlichkeit des Menschen bei Beibehaltung seiner Verantwortlichkeit führt m. E. zu absurden Überlegungen bei der Anwendung von Vorzugsregeln: Der Verfasser referiert ernsthaft Überlegungen, es sei angebracht, die beim Einsatz von Mähdreschern umgekommenen Feldmäuse, Maulwürfe und Rehe aufzurechnen mit der Anzahl von geschlachteten Weiderindern, die auf Wiesen grasen. Die Entscheidung fällt zulasten der Feldmäuse etc., weil auf einem Hektar Land 1.000 kg Protein durch Soja- und Maisanbau produziert werden können; um die gleiche Menge Protein durch Weiderinder zu erzeugen, wären 10 Hektar Weideland notwendig. Ernsthaft wird der Vorschlag registriert, Rehkitze mit „Hilfe von Menschenketten, Hunden und Infrarotdetektoren und Drohnen aufzuspüren, um tierschonende Befahrmuster [...] mit Mähmaschinen" (182) zu garantieren. Summa summarum: Fruchtanbau vor Weidewirtschaft.

Schließlich wird dann doch – bei einem „vieldiskutierten“(!) Dilemma – dem Menschen vor einem Hund der Vorzug gegeben: Vier Menschen und ein Hund sind auf einem Floß, alle zusammen sind nicht zu retten; es wird der Hund ins Wasser geworfen. Wenige Seiten weiter wird in einem brennenden Haus dem eigenen(!) Kind der Vorzug vor einem Hund gegeben, was offenbar nicht selbstverständlich ist. Was aber, wenn der Rotzbengel von nebenan und der eigene Hund zu retten sind? Empathie über Artgrenzen hinweg scheint Programm zu sein; die Artzugehörigkeit bestimmt offenbar nicht die Vorzugsregel. Auch ökologisch-utilitaristische Überlegungen sind speziesübergreifend konzipiert. Selbst die Verkotung von Parks durch Hunde (Dürfen sie überhaupt gehalten werden?) ist weniger ökologisch schädlich als ein sich vegan ernährender Mensch, der einiges an Feldmäusen, Hamstern und Rehkitzen auf dem Gewissen hat, vorausgesetzt sie wurden nicht von Menschenketten geschützt.

Die durchaus bedenkenswerten Überlegungen, sich vegetarisch oder vegan zu ernähren – der Autor führt gute und respektable, ja sogar überzeugende Gründe an – verlieren ihre Überzeugungskraft durch die rigoristische Art, eine weitgehend speziesneutrale Ethik zu entwerfen. Der Autor hätte besser das Werk die „Die unbeweinte Kreatur“ von Josef Bernhart gründlicher gelesen, als Karlheinz Deschner, Peter Singer und Eugen Drewermann tierethisch den Vorzug vor Eberhard Schockenhoff und Martin Honecker zu geben; Bernhart weiß nämlich, dass „Tragik im Weltenlauf“ auch mit Tugendterror und Rigorismus nicht gänzlich zu verbannen ist.

Helmut Müller

Bernhard Welte
Das Licht des Nichts
Von der Möglichkeit neuer religiöser Erfahrung
Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Holger Zaborowski

topos taschenbücher
Kevelaer: Verlagsgemeinschaft topos plus. 2015
94 Seiten
8,95 €
ISBN 978-3-8367-1027-5

Dieses erstmals 1985 erschienene Buch von Bernhard Welte ist in einer preiswerten und handlichen Fassung außerhalb seiner Gesamtausgabe neu erschienen. Hilfreich ist das Nachwort des Herausgebers Holger Zaborowski, der den Verfasser in seiner philosophie- und theologiegeschichtlichen Bedeutung würdigt. Das schmale Buch hat den Vorzug guter Lesbarkeit, sodass es im Religionsunterricht der Oberstufe als Ganzschrift eingesetzt werden kann. Empfehlenswert ist es, weil es eine Auseinandersetzung mit der Gotteskrise der Moderne auf der Basis einer in sich stimmigen religionsphilosophischen Grundlegung des Theismus enthält.

Es gibt einen Jammer bei vielen hauptamtlichen Kirchenmitarbeitern und verunsicherten Gläubigen über eine (scheinbar) gottlose Welt, gegenüber der man sich nur noch als kleine, tapfere und wacker im Dunkeln laut Kirchenlieder singende Herde zusammenschließen könne. Und da spricht Welte vom Licht des Nichts. Wenn man diese Gotteskrise nicht einfach als Defizit unserer modernen Gesellschaft ansieht, sondern nach den in ihr schlummernden Ressourcen fragt, dann stößt man auf eine Denkfigur der Mystik. Mystiker erfahren Gottes Nähe gerade in der Gottesferne. Sie bezeichnen diesen Aspekt der mystischen Erfahrung als die der dunklen Nacht der Seele. Die Moderne kann man in dieser Hinsicht als Ausdruck einer epochalen dunklen Nacht der Seele verstehen. Samuel Beckett spricht in einem solchen Zusammenhang von der Losigkeit als einer Existenzsituation, in der die Bezüge auf Sinn(-losigkeit), Gott(-losigkeit) oder Perspektiv(-losigkeit) verloren gegangen sind und nur die Losigkeit bleibe. Es kommt nun darauf an, in dieser Dunkelheit, angesichts derer die Menschen scheinbar vor dem Nichts als einem (ver-)nichtenden Nichts stehen, die möglicherweise sinnstiftenden Ressourcen zu entdecken.

In äußerst anschaulicher Auseinandersetzung mit Beispielen aus der Philosophie-, Religions- oder Literaturgeschichte präsentiert Welte seine Argumentation. Er geht von der Grundfrage aus, wo und wie in der herrschenden Kultur von Gott Erfahrungen, die das Leben prägen, gemacht werden. Dabei stellt er fest: Die herrschende Erfahrung unseres Zeitalters ist die der Gottesferne. Obwohl man an Gott glauben kann, macht man meistens keine Gotteserfahrung mehr. Solche negative Gotteserfahrung setzt aber positive Gotteserfahrung in der Vergangenheit voraus, sonst gäbe es keine Rede vom „Fehl" Gottes (Friedrich Nietzsche). Diese oft bedauernd ausgesprochene Feststellung von fehlender Gotteserfahrung kann entweder eine Nostalgie oder ein heimliches Suchen sein.

Den geschichtlichen Ursprung dieser negativen Gotteserfahrung sieht Welte in der Absolutsetzung von Wissenschaft und Technik. Alles sei – so wird im Lebensalltag unthematisch wie selbstverständlich vorausgesetzt – durch wissenschaftlich-technische Methoden bewältigbar. Wenn dieser Schein, alles be-

herrschen zu können, allmächtig wird, muss religiöse Erfahrung als unmöglich erscheinen. Was – wie etwa Gott – nicht in die technisch-wissenschaftliche Ordnung hineinpasst, muss „nichts"/„Nichts" sein.

Welte befragt, indem er sich auf die Mystik bezieht, diese Erfahrung des Nichts: „‚Nichts" zu erfahren ist etwas anderes, als überhaupt nichts zu erfahren. Das Nichts hat einen „Zug von Unendlichkeit" (Welte), insofern es in ihm keine Orientierungsmöglichkeiten gibt. Zugleich hat aber das Nichts auch einen Zug von Unbedingtheit, weil man ihm keine Bedingungen stellen kann – etwa in der Erfahrung des Sterbenmüssens. Die Erfahrung des Nichts hinterlässt also einen Eindruck von Erschütterung.

Hier erkennen wir eine erste Analogie zu unserem Gottesbild – Gott ist auch unendlich und unbedingt und zu ihm gehört auch das Moment des tremendum (Furchterregendes, Rudolf Otto). Dieses unendliche wie unbedingte Schweigen des Nichts gegenüber unseren Ansprüchen ist aber – und hier beginnt Weltes Perspektivenwechsel – zweideutig. Erkenntnistheoretisch kann nämlich gesagt werden: Entweder verbirgt sich hinter ihm „etwas" oder es ist ein bloß leeres, bedeutungsloses Schweigen. Um diese Alternative zu lösen, sollen wir, so Welte, versuchen, unsere Lebenserfahrung fundamental ernst zu nehmen. D.h. wir machen die Voraussetzungen, die wir im alltäglichen Lebensvollzug unthematisch machen, ausdrücklich.

Unser Lebensvollzug spricht als unaustilgbares „Sinnpostulat": „Alles sollte Sinn haben!" Deswegen können wir einzig Sinnloses identifizieren. Welte sagt hier nicht, dass dieses Postulat sachlich berechtigt ist, er sagt nur, dass wir es notwendig aufstellen müssen. Diese Notwendigkeit impliziert einen Selbstwiderspruch für den, der sie nicht beachtet. Wer beispielsweise sagt „Alles ist sinnlos!" behauptet zumindest den „Sinn" dieser Aussage und beispielsweise darüber hinaus, den Sinn, seine Aussage für die Ohren der Menschengemeinschaft verständlich machen zu können. Auch in der Liebe wird Sinnvolles erlebt. Unser liebender Lebensvollzug formuliert als „mitmenschlicher Glaube" ein unaustilgbares „Sinnpostulat": „Die Liebe sollte bleibenden Sinn haben!" Nur Gottes nicht beirrbare Liebe kann eine gescheiterte Liebe in ihrem Sinn bewahren.

Wird also dieses Sinnpostulat ernst genommen, so bedeutet dies, dass man auch hier wieder auf das Problem der Existenz eines liebenden Gottes stößt. So machen mindestens einige positiv erlebte Aspekte des Lebens aus dem Sinnpostulat einen Indikativ und behaupten „Dies ist sinnvoll!" Dieser erlebte Sinn wird oft als bleibender, unvergänglicher Sinn erkannt – Liebe oder eine gute Tat werden nicht durch den Tod des Liebenden/Geliebten oder den des Wohltäters entwertet. Unter diesen Umständen ist es dann für Welte eine durchaus vernünftige Begründung für den Standpunkt, dass sich hinter dem abgründigen „Nichts" vielleicht der verborgene, bilderlose Grund von Allem verbirgt, den wir Gott zu nennen pflegen. Damit können wir der Frage nach der Lebensbedeutsamkeit der christlichen Tradition und der persönlichen Beziehung zu Lieben, Leiden, Tod und Auferstehung Jesu einen sinnvollen Begründungsrahmen geben, der sowohl die negative als auch die positive Gotteserfahrung in sich schließt.

Es ist mir eine große Freude, dass dieses gut lesbare, weise und zugleich wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Werk, das ich schon oft in der Erwachsenenbildung oder in Seminaren eingesetzt habe, nun wieder in einer preiswerten Gestalt erworben werden kann.

Linus Hauser

Volker Ladenthin
Zweifeln, nicht verzweifeln!
Warum wir Religion brauchen

Würzburg: Echter Verlag. 2016
176 Seiten
14,90 €
ISBN 978-3-429-03943-1

„Der Islam gehört zu Deutschland." Vielleicht hat der Urheber dieses Satzes nicht mit den Auswirkungen und Weiterungen gerechnet, die er ausgelöst hat. Gehört der Islam zu Deutschland? Gehört sein Unterricht an deutsche Schulen? Gehört Religion überhaupt in den öffentlichen Raum einer Gesellschaft? Und überhaupt: Gehört Religion zum Menschen?

Diese Fragenkette benennt der Bonner Erziehungswissenschaftler Volker Ladenthin als Auslöser für seinen Essay, in dem er ein deutliches Plädoyer für die religiöse Dimension alles menschlichen Seins ablegt. Sein Fazit vorweg: Religion gehört zum Menschen, weil der Mensch sich der Dynamik, die Religion ausmacht, gar nicht entziehen kann.

Der Gedankengang in Kürze: Die Konstitution des Menschen sorgt dafür, dass er sich schon immer im Raum des religiösen Denkens bewegt. Zum einen handelt jeder Mensch in der Zeit so, dass er die Zeit nach seinem Leben in den eigenen Verantwortungsbereich übernimmt. Jeder Mensch lebt aus der Überzeugung, dass sein Tun bleibende Gültigkeit hat. Ob er Kinder erzieht oder Bauwerke plant: Immer greift er über die Spanne seines eigenen Lebens hinaus und rechnet letztlich, so Ladenthin, mit Unsterblichkeit. Dieses Handeln über das eigene Leben hinaus gelingt nur dann, wenn es vom Standpunkt des gelebten Lebens her Gültigkeit beanspruchen kann, weil es dazu beigetragen hat, dass es für die Welt besser weitergeht. In diese Vorstellung kann man, wie Ladenthin es tut, die Vorstellung eines jenseitigen Lebens einbeziehen – als Ideal eines sittlich erfüllten Lebens.

In einem zweiten Gedankengang führt der Verfasser die zeitliche Linie qualitativ fort: Die gesamte Menschheit strebt immerfort nach Verbesserung, die nur dann möglich ist, wenn wir eine Idee des Vollkommenen in uns tragen. Ohne sie wäre Entwicklung nicht möglich – nicht die Entwicklung des Staubsaugers und auch nicht die des Weltfriedens.

Insofern ist die Religion der „Zweifel an irdischer Endgültigkeit" (55). Dieser Zweifel ist Ausdruck der Vernunft, die auf Setzungen jenseits ihrer Möglichkeiten angewiesen ist. Religion ist dann die „Manifestation dieses Wissens um das prinzipielle Nicht-alles wissen-Können von dem, was für unser Handeln vorauszusetzen und relevant ist" (67). Was Ladenthin hier relativ sportlich vorlegt und mit Alltagsanalogien versieht, hat für ihn die Qualität eines Religionsbeweises: „Daher steht alles Wissen auf Vertrauen. Die Philosophie führt uns mit der Erkenntnistheorie an die Grenze, vom Diesseits her. Die Religion blickt von der anderen Seite auf diese Grenze. Man kann sie überschreiten, aber nicht ignorieren. Man kann die Grenze nicht abreißen. Sie

bleibt bestehen. […] Alles Verstehen setzt etwa Unbeweisbares voraus. Gott ist über allem Verstehen." (74) Hoppla: Gott kommt als Verstehensvoraussetzung etwas hurtig ins Spiel; aus dem Begriff der Religion und ihrer Vernunftbegründung taucht er auf wie das Kaninchen aus dem Hut des Zauberers.

Nach diesem universalreligiösen Parforceritt unternimmt der Verfasser den zweiten größeren Gang: Die konkreten Erscheinungsformen der Religion als ihren kategorialen Ausdruck nennt er Konfession: „Die anthropologische und allgemeine Frage nenne ich Religion. Die geschichtliche und individuelle Antwort auf diese Frage nenne ich Konfession." (110) Das ist aus der Intention Ladenthins heraus konsequent; allerdings ist nicht ganz ersichtlich, warum eine religionstheologische Terminologie neu geprägt wird und alle konkreten Religionen unter den Begriff der Konfession subsumiert werden. Für diese Idee bezieht sich Ladenthin auf Kant als Gewährsmann: Der Maßstab für die Bewertung der Konfession ist die Vernunft, derjenige für die Bewertung des konfessionellen Habitus die an der Menschenwürde ausgerichtete Sittlichkeit.

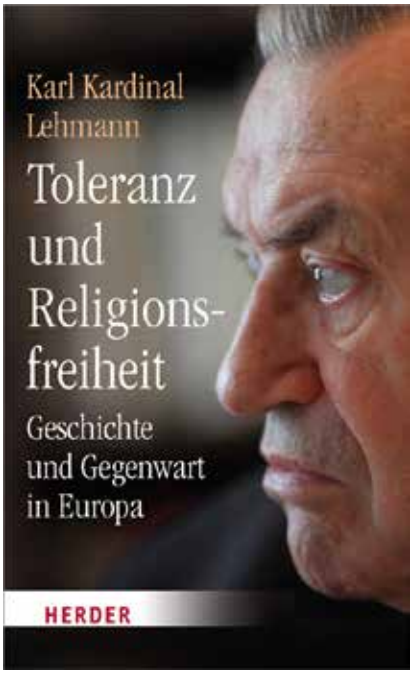
Der Frage, ob mit diesem inklusiven Religionsbegriff nicht Menschen vereinnahmt werden, die sich dezidiert als nicht religiös bezeichnen, weicht Ladenthin insofern aus, als er das vollkommene Desinteresse von Menschen an der Frage einer das Leben gültig machenden Sittlichkeit oder an der Vervollkommnung nicht aufgreift. Gerade sie stellt heute eine größere Herausforderung dar als der klassische Atheismus.

Nun ist die Suche nach einem anschlussfähigen Religionsbegriff nicht neu. Und sie ist zum Beispiel der analytischen Religionsphilosophie allemal schlüssiger und nachvollziehbarer gelungen. Es bleibt anzuerkennen, dass hier auf prononciert nicht-wissenschaftliche, sondern essayistische Weise versucht wird, in die Diskussion um Religionen und Konfessionen in unserem gesellschaftlichen Kontext einen roten Faden hineinzubringen, der auch bildungstheoretisch und bildungspolitisch nutzbar ist. Religion gehört zur Bildung, wenn Bildung im Sinne von Comenius tatsächlich alle alles allseitig lehren will (vgl. 67). Und Bildung gehört zur Religion (und zur Konfession), wenn sie immer wieder darauf Wert legen will, dass Religion nicht kriterienfrei in der Welt existiert, sondern ihre Aufgabe und ihren Dienst verfehlt, wenn sie nicht dem einen Zweck dient: dem Zweifel an der Endgültigkeit des Vorfindbaren. Und das geht nur, indem religiöse Bildung den Menschen zum Selbstdenken anstiftet (165). Dann werden Menschen fähig, zu tun, was Religion tun kann: Der Gesellschaft ein „Fremdgutachten" (145) erstellen und an der lediglich gemachten Wirklichkeit zweifeln. Auf dieser Basis ist auch der Dialog zwischen den Religionen möglich. Diese Intention, die Ladenthins Buch durchzieht, nämlich Religion als Anwältin des Zweifelns darzustellen, kann man uneingeschränkt teilen, auch wenn seine Argumentationsgänge nicht immer überzeugen können.

Peter-Felix Ruelius

Karl Kardinal Lehmann
Toleranz und Religionsfreiheit
Geschichte und Gegenwart in Europa

Freiburg: Herder Verlag. 2015
144 Seiten
19,99 €
ISBN 978-3-451-33511-2



Die von Jan Assmann angestoßene Debatte, dass der biblische Monotheismus Gewalt evoziere, dreht sich um die Behauptung, dass der Glaube an einen Gott wegen der darin implizierten religiösen Wahrheitsansprüche den Anderen in der Andersheit seiner Religion nicht gelten lassen könne. Schaut man auf die fanatischen IS-Extremisten, welche den Mord an Anders- bzw. Ungläubigen als Gottes-Dienst betrachten, so ist diese These brennend aktuell.

Anders G.E. Lessings Toleranzdrama Nathan der Weise: Im besten aufklärerischen Ansatz versuchte er, den Wahrheitsanspruch der monotheistischen Religionen zu relativieren, denn alle Religionen seien Illusionen und Projektionen. Wenn sie aber „gleich gültig" sind, so laufen sie Gefahr, in „Gleichgültigkeit" abzugleiten. Wen wundert es, dass die deutsche Aufklärung, die im Kern stets religiös geblieben ist, mit ihrem Ausschließlichkeitsanspruch einer Moralreligion sich selbst wieder in der Zurückdrängung bzw. Aushöhlung kirchlicher Positionen als intolerant herausstellte.

Aus dieser Grundproblematik im Spannungsfeld zwischen Fanatismus und Relativismus ist es sehr erfreulich, dass der emeritierte Mainzer Kardinal Karl Lehmann seine Arbeiten zum Toleranzbegriff und dem neuzeitlichen Ringen um Religionsfreiheit in der Heinrich-Heine-Professur in Düsseldorf vortragen konnte und nun in Buchform einer breiten Leserschaft vorlegt. So skizziert er eingangs in einer etymologisch orientierten Begriffsgeschichte der Toleranz die grundlegenden Entwicklungen von der Antike bis zur frühchristlichen Prägung und zeigt damit in den Anfängen das grundlegende Ringen um Begriffsklärungen auf. Während Augustinus die tolerantia als fundamentale Tugend ansah, rechtfertigte er andererseits Zwangsbekehrungen. Auch wenn Thomas von Aquin Gewaltanwendung bei hartnäckigen Häretikern als notwendig ansah, lehnte er im Namen des Naturrechts die Zwangstaufe jüdischer Kinder ab, denn sie würde dem Kind gegen den Willen der Eltern Gewalt antun. Ebenso bringt er die bei Peter Abaelard entwickelte und für heftige Auseinandersetzungen sorgende Lehre vom „irrenden Gewissen" zu einer ersten Synthese: Hört der Mensch auf sein mit besten Intentionen ausgestattetes Gewissen und folgt dennoch einem Irrtum, so kann er keine Sünde begehen. Ebenso bringt Kardinal Lehmann an der Schwelle zur Neuzeit das sehr innovative Toleranzverständnis des Nikolaus von Kues zur Sprache; hier klingt ein vertieftes Denken religiöser Pluralität an: una religio in rituum varietate. So sehr die Riten und Gebräuche verschieden sind, so meinen alle im Letzten die eine Religion. Cusanus sieht die Vielfalt nicht als Quelle des Irrtums, sondern als „Vermehrung der Frömmigkeit". Die Religionen sollen sich als Entfaltungen der wirklichen Wahrheit verstehen, wer die größere Wahrheit „besitze", müsse sie durch größere Liebe unter Beweis stellen. Damit zeigt er neben der Wichtigkeit eines

ontologischen Wahrheitsverständnisses ein relationsontologisches – auf den Anderen wechselseitig bezogenes – Denken auf.

Über die Skizzierung der reformatorischen und säkularen Generalisierungen des Toleranzbegriffes in der Aufklärung (Spinoza, Bayle, Locke, Voltaire) und dessen Ringen um religiöse Neutralität des Staates mit allen erneuten vereinseitigenden Intoleranzen mündet der Kardinal in die dramatische und bis heute bleibend aktuelle Geschichte der Verhältnisbestimmung von Wahrheit und Freiheit, verbunden mit den Grenzbestimmungen des Toleranzbegriffes in der Anerkennung der Religionsfreiheit auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil: Diese Entwicklung und Konstitution der Religionsfreiheit verdankt sich – dies ist die schmerzliche Erkenntnis für Christen – nicht der Kirche bzw. der Theologie, sondern dem säkular-rationalen Recht und es bedurfte etlicher Anstrengungen, bis, so Kardinal Lehmann, „das Recht auf Wahrheit und der Anspruch der individuellen Freiheit auf dem Boden des Freiheitsrechts der Person miteinander versöhnt werden konnten".

Wurden die bisherigen Entwicklungen von Kardinal Lehmann eher überblicksartig in den wesentlichen Entwicklungen skizziert, so behandelt er ab diesem Punkt die entscheidenden Schritte zum II. Vatikanum mit hervorragenden und spannend zu lesenden Detailkenntnissen. Allein der Anmerkungsapparat und die Literaturverweise, die ein Fünftel des Bandes einnehmen, unterstreichen enorme Sachkenntnis und bieten eine exzellente Grundlage für Vertiefungen! Allerdings muss angefragt sein, warum er die außer Frage stehende entscheidende Weiterentwicklung vom Recht auf Wahrheit zu einem ohne Einschränkung geltenden Recht der Person und deren Anerkennung auf dem Konzil tatsächlich als „kopernikanische Wende" – diese Einschätzung findet sich viel schärfer noch bei L. Massignon, der sie als „kopernikanische Revolution" bezeichnet – und damit als einen Paradigmenwechsel interpretiert. Allein der Verweis auf Cusanus mit seinen zum Wahrheitsverständnis hinzukommenden relationsontologischen Ansätzen lässt erahnen, dass eine vereinseitigende Erkenntnishaltung aufgebrochen wurde und es ein Kontinuum jenseits „revolutionärer Konzilsverständnisse" gibt.

Diese Balance und gegenseitige Bedingtheit zwischen dem Recht auf Wahrheit und dem Freiheitsrecht der Person unterstreicht der Kardinal abschließend in sieben Versuchen einer normativen These zur Toleranz. Er entlässt den Leser mit der eindringlichen Mahnung und Aufgabe, sich weder von der falschen Sicherheit des Fundamentalismus noch dem unaufhörlichen Zweifel des Relativismus leiten zu lassen, sondern in echten Gesprächen das Fremde zu suchen – was die eigene Person stets bereichert, denn der „Telos der Toleranz ist Wahrheit".

Albrecht Voigt

Ulrich Lüke
Als Anfang schuf Gott … den Urknall
3 x 7 Zusagen des Glaubens

Paderborn: Bonifatius Verlag. 2016
124 Seiten m. farb. Abb.
9,90 €
ISBN 978-3-89710-668-0

Das Bändchen aus der Reihe „3 x 7 Zusagen des Glaubens“ bietet 21 Texte aus dem Themenbereich Theologie – Frömmigkeit – Naturwissenschaft – Kultur und kombiniert sie mit Fotos. Von diesem Format erwartet man keine breit angelegten Studien, sondern pointierte Formulierungen, die nichtsdestoweniger wohl fundiert sein können. An diesem Anspruch gemessen gelingt Ulrich Lüke erstaunlich viel. Er kennt sich aus in der Kosmologie, in der Theologie sowieso, weiß passende Texte einzubeziehen, darunter weniger bekannte Gedichte wie die „Morgenwanderung“ von Emanuel Geibel. Die Fotos, die im Buch ohne jede Erklärung abgedruckt sind, stehen manchmal in erkennbarem Zusammenhang zu den Texten, manchmal erscheinen sie als Dekoration.

Lüke testet Dialogchancen aus, sucht Brückenschläge zwischen verschiedenen Herangehensweisen an die Wirklichkeit. Er hält einer Naturwissenschaft mit Alleinvertretungsanspruch für die Wahrheit vor, dass sie sich an entscheidenden Stellen auf den Zufall beruft, ohne sagen zu können, was das ist. Er kritisiert den Vatikan, der mit der Vergabe des Medizin-Nobelpreises für die Entwicklung der In-Vitro-Fertilisation nicht einverstanden war. Er weist eine Theologie zurück, die sich über die Frömmigkeit erhaben fühlt. Er führt die naive Utopie des „Transhumanismus“ ad absurdum – ebenso wie andere „Ersatzreligionen“.

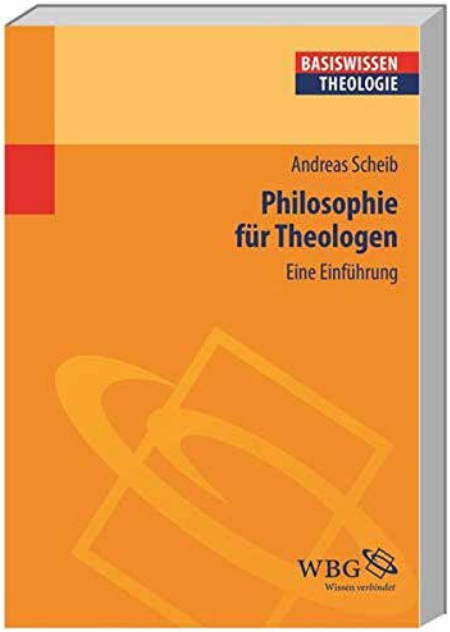
Das Buch greift einerseits auf Texte und Ideen zurück, die oft zitiert werden und die man kennt. Anderseits arbeitet er Äußerungen ein, die schneller vergessen worden wären, wenn sie nicht in dieses Buch Eingang gefunden hätten, zum Beispiel einen Rundfunkbeitrag von Norbert Bolz: „Denken ist nicht das Gegenteil des Glaubens, denn man denkt immer im Rahmen des Glaubens. Nicht du hast den Glauben, sondern der Glaube hat dich.“ Und es gibt Fragen und Aussagen, die ich so noch nirgendwo anders gelesen habe und die zum Nachdenken anregen; einige Kostproben: „Gibt es nicht doch so etwas wie eine Evolution der Offenbarung?“ – „Karfreitag und Ostern sagen mir: Sterben geht zu weit. Aber das Leben geht weiter.“ – „Was der Begriff des Raums für den Ort ist, ist der Begriff der Ewigkeit für die Zeit.“ – „Wer mehr glaubt, als er weiß, weiß mehr, als er glaubt.“

Lehrerinnen und Lehrer können das Büchlein als Fundgrube für Texte zur Verwendung im Unterricht oder bei Kursarbeiten benutzen. Es könnte sich auch lohnen, das Buch nach dem Rat der Editoren in Form von „täglichen Impulsen für drei Wochen“ abschnittsweise zu lesen.

Karl Vörckel

Andreas Scheib
Philosophie für Theologen
Eine Einführung

Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. 2015
164 Seiten
24,95 €
ISBN 978-3-534-26437-7



Der Band ist weder eine allgemeine Einführung in die Philosophie mit einem spezifisch theologischen Zugang – einen solchen Zugang zum Handwerk des Philosophierens im Sinne einer Reduktion methodischer Standards kann und darf es, so Andreas Scheib, nicht geben – noch eine Einführung in eine bestimmte philosophische Disziplin, wie etwa in die Religionsphilosophie oder in die Philosophische Gotteslehre – ein Beweis für die Existenz Gottes, so der Verfasser, lässt sich philosophisch nicht führen. Aufgabe dieser Einführung ist es vielmehr, „zunächst an das Philosophische in der Theologie überhaupt heranzuführen, es zu identifizieren und dann, von hier aus, diejenigen Aspekte des Philosophierens sichtbar zu machen, die als Voraussetzung einer wissenschaftlich verfahrenden Theologie relevant sind“ (29). Es soll gezeigt werden, welche Relevanz die Philosophie für die Theologie als Wissenschaft immer schon besitzt. Es geht also nicht um die Rolle der Philosophie zur Sicherung der Grundlagen des Glaubens (natürliche Gotteserkenntnis, Glaubwürdigkeit der Offenbarung), sondern um die begrifflich-klärende Funktion, die der Philosophie bei der systematischen Entfaltung und Verdeutlichung zentraler Glaubensinhalte zukommt.

Zu diesem Zweck gibt Andreas Scheib eine historische wie auch systematische Darstellung „der materialen Seite klassischer metaphysischer Systeme, deren Einfluss auf das theologische Denken bedeutsam war und ist“ (29). Zukünftige Theologen sollen auf diese Weise dafür sensibilisiert werden, „dass der gesamte große Fundus theologischer Überzeugungen, Lehrmeinungen und Fragestellungen immer schon vollständig von Philosophie durchdrungen war und dass die zweitausendjährige Geschichte der christlichen Theologie von Anfang an eine Geschichte der gegenseitigen Beeinflussung beider Disziplinen ist“ (29).

Ausführlich werden die klassischen Metaphysikkonzeptionen des Platon und des Aristoteles, an deren Spitze jeweils der Gottesbegriff steht, behandelt. Sie sind im Hinblick auf ihre allgemeine Seinslehre, ihre Gotteslehre als auch im Hinblick auf ihre Anthropologie zentrale Bezugsquellen des Christentums in seinem Bemühen, sich vor dem Forum der natürlichen Vernunft zu rechtfertigen.

Im Anschluss daran zeichnet der Verfasser die christliche Adaptation der aristotelischen Metaphysik durch Thomas von Aquin nach: Er geht kurz auf die Gotteslehre des Aquinaten ein und widmet dann seiner Eucharistie-Lehre einen breiten Raum. Hier handelt es sich um „eines der zentralen Lehrstücke, an denen sich der unmittelbare Einfluss der aristotelischen Substanzmetaphysik deutlich erkennbar macht" (67). Deutlich zeigt sich hier die Umformung eines zentralen metaphysischen Lehrinhalts (Akzidenzien implizieren notwendig die Substanzinhärenz, das inesse) im Hinblick auf ein Glaubensgeheimnis: Nach der Konsekration nehmen die Brot- und Weinakzidenzien eine substanzfreie Seinsweise an (sine subiecto); im sakramentalen Sein erhält Gott als Erstursache die Akzidenzien in ihrem Sein, nachdem er ihre Träger entfernt hat. Thomas' Beschreibungsmodell der Konsekration lässt sich „als metaphysisch-spekulative explicatio der geoffenbarten Glaubensannahme" verstehen (85). Das philosophische Modell zeigt, wie dieses Geschehen widerspruchsfrei gedacht werden kann; die Annahme der Wandlung selbst ist und bleibt ein Glaubensakt.

Ebenfalls sehr ausführlich wird Descartes' Angriff auf die aristotelische Schulphilosophie im Bereich der Epistemologie und Methodologie, sodann sein Angriff auf die aristotelische Substanzmetaphysik im Rahmen seiner naturalistischen Neufassung des Eucharistiegedankens dargestellt. Descartes gelingt es, „ein Beschreibungsmodell zu entwerfen, das sich als Beitrag der vollständig natürlich verfahrenden und säkularen philosophia prima präsentiert und eine Einbettung derjenigen Vorgänge, die nach katholischer Überzeugung im Rahmen der eucharistischen Wandlung stattfinden, in naturphilosophische Kontexte vornimmt" (97). Für Descartes unterscheiden sich die Altargaben vor und nach der Konsekration nicht darin, „substanzfrei subsistierende Modifikationen von Quantität zu sein"; die cartesische Physik kennt keine Vielzahl individueller körperlicher Substanzen, „sondern nur eine kontinuierliche Gesamtsubstanz" (103). Vielmehr liegt der Unterschied einzig darin, dass die Altargaben „durch die Konsekration eine dispositionelle Hinordnung von Leib und Blut auf den Geist Christi erfahren […] haben. Die Herstellung dieser Hinordnung ist die einzige Funktion des Konsekrationsvorgangs." (103) Die Konsekrationsworte bewirken, so die Überzeugung des Gläubigen, „dass der Geist Christi zu dem Materiequantum, das als Brot auf dem Altar liegt, in organisierenden Bezug tritt, ohne dass Christus das Brot zuvor verspeist", die Einverleibung geschieht durch die Konsekration; an Stelle einer Transsubstantiation liegt eher eine „Transdisposition" (105) vor. Das Beispiel der Eucharistie zeigt „die Abhängigkeit theologischer Modelle von den metaphysischen Rahmenvorstellungen, in denen sie formuliert werden" (106).

Im Anschluss an den ausführlichen Descartes-Abschnitt geht der Verfasser kurz auf Kants „kritischen Idealismus" sowie exemplarisch auf die neuere Metaphysikkritik (Nietzsche, Wittgenstein, Carnap) ein. Schließlich kommt noch der phänomenologische Ansatz (Husserl, Ricoeur) zur Sprache.

Stephan Herzberg

Kirchenjahr

Jesus

Technik – Leben – Religion

Gott braucht Dich

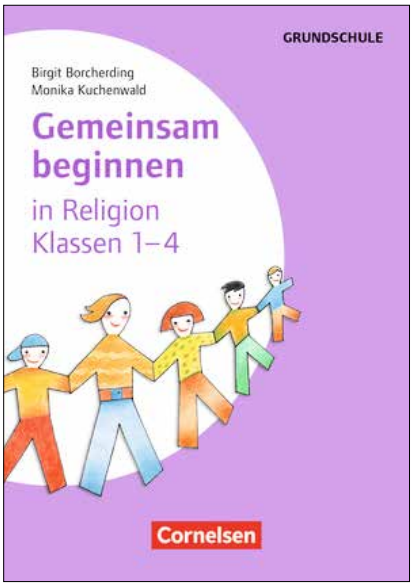
15 sein

Rock - und Pop

Religionspädagogik

Birgit Borcherding / Monika Kuchenwald
Gemeinsam beginnen in Religion Klasse 1-4

Berlin: Cornelsen. 2016
64 Seiten m. Abb.
12,99 €
ISBN 978-3-589-15760-0



Angespornt von der Leitidee eines guten Religionsunterrichts, der die Schülerinnen und Schüler nicht nur religiös bilden, sondern sie vor allem auch zu verantwortlichem Denken und Handeln befähigen sollte, haben Birgit Borcherding und Monika Kuchenwald ein kleines konfessionsübergreifendes Methodenkompendium zusammengestellt, in denen Methoden vorgestellt werden, die Grundschulkinder anregen sollen, sich ihres eigenen Verstandes zu bedienen. Die dargebotenen Methoden gruppieren sich um die Themenkreise: Leben in einer Gemeinschaft – Die Welt als Gottes Schöpfung – Biblische Geschichten – Feste im Kirchenjahr – Symbole – Nach Gott fragen – Zu Gott sprechen, sind aber – so wird ausdrücklich betont – nicht nur für die im Buch vorgestellten Themenfelder geeignet. Auf den letzten Seiten bietet das Büchlein methodische Ideen für alle Bereiche an.

Die Präsentation der jeweiligen Methoden ist überaus klar strukturiert. Jeder Methode ist eine Seite gewidmet. Ein farblich abgesetzter kleiner Infoblock informiert über die Klassenstufe, in der diese Methode angewendet werden kann, über das genaue Stundenthema, über den, für jede Vorbereitung unerlässlich, jeweiligen zu veranschlagenden Vorbereitungsaufwand. Ebenso wird auf die durch die Methode zu erwerbende inhaltliche (nicht methodische!) Kompetenz verwiesen. Jede Methode wird an einem konkreten Stundenbeispiel erläutert. Am Ende der Methoden-Präsentation gibt es – wiederum farblich abgesetzt – Tipps, auf was bei der Durchführung der jeweiligen Methode zu achten ist. Zudem wird auf mögliche Varianten und Weiterführungsmöglichkeiten verwiesen. Für die Methode erforderliches Material findet sich jeweils im Anschluss an die Methodenpräsentation.

Nicht alle vorgestellten Methoden sind dazu geeignet, Kinder zum Theologisieren anzuleiten, wie es im Vorwort heißt, da den Kindern immer noch zu viel vorgegeben wird. Im Großen und Ganzen machen aber die vorgestellten Methoden Laune, diese sofort auszuprobieren.

Andrea Velthaus-Zimny

Doreen Blumhagen
Lerntheke Religion 5/6
Der christliche Glaube
Differenzierungsmaterialien für heterogene Lerngruppen

Berlin: Cornelsen Schulverlage. 2016
88 Seiten m. s-w Abb.
19,50 €
ISBN 978-3-589-15797-6

Doreen Blumhagen legt mit dieser „Lerntheke" ein nützliches Materialangebot für den evangelischen und katholischen Religionsunterricht vor. Überzeugend sind vor allem drei Punkte: die Lerntheke als offene Unterrichtsform, die verschiedenen Schwierigkeitsgrade der Materialien sowie die Aufgabenstellungen für unterschiedliche Lerntypen.

Drei verschiedene „Lerntheken" können bearbeitet werden: 1. Das Apostolische Glaubensbekenntnis – woran Christen glauben, 2. Die Einsetzung des Abendmahls anhand des Bildes „Das Abendmahl" von Sieger Köder und 3. Vom Loben, Danken, Bitten und Klagen – verschiedene Gebetsformen.

Zu jeder „Lerntheke" gibt es einen individuellen Laufzettel, anschließend werden die Schülermaterialien aufgeführt und abschließend die Lösungsblätter, die zur Selbstkontrolle der Ergebnisse dienen. Die einzelnen Arbeitsblätter bauen aufeinander auf, sodass die Materialien nacheinander zu bearbeiten sind. Zu jedem Themenschwerpunkt einer „Lerntheke" stehen mehrere Arbeitsblätter zur Verfügung, die sich hinsichtlich des Schwierigkeitsgrades sowie der Arbeits- und Sozialform unterscheiden.

Die Lernenden können zwischen drei Aufgabentypen wählen: leicht zu lösende, solche, die mehr Eigenleistung verlangen, oder anspruchsvolle Aufgaben mit hoher Eigenleistung. Dabei werden die Materialien unterschiedlichen Lerntypen gerecht, sodass die Schülerinnen und Schüler sich kognitiv, optisch und spielerisch mit den Themen auseinandersetzen.

Die Bearbeitung kann in Einzel-, Partner- oder Gruppenarbeit erfolgen. Letztere kann auch als Helfersystem genutzt werden, indem leistungsstarke Schüler in einer Kleingruppe ihre Mitschüler unterstützen. Somit bieten die „Lerntheken" einen hohen Differenzierungsgrad, was hinsichtlich der heterogenen Lerngruppen etwa in den Orientierungsstufen der Realschulen Plus in Rheinland-Pfalz von großem Vorteil ist.

Die Materialien können für die Erarbeitung, Vertiefung und Übertragung eingesetzt werden. Grundsätzlich sollten mindestens vier Unterrichtsstunden für die Bearbeitung eingeplant werden, wobei dies auch von der Lerngruppengröße und der Leistungsstärke der Klasse abhängig ist, sodass evtl. mehr Zeit eingeplant werden sollte. Wem die Kopiervorlagen zu den einzelnen Themenschwerpunkten nicht ausreichen sollten, kann den Laufzettel problemlos durch eigne Arbeitsblätter ergänzen.

Andreas Thelen-Eiselen

Doreen Blumenhagen
Lerntheke Religion 5-7
Feste im Kirchenjahr
Differenzierungsmaterialien für heterogene Lerngruppen

Berlin: Cornelsen. 2016
88 Seiten m. Abb.
14,50 €
ISBN 978-3-589-15799-0

Doreen Blumenhagen präsentiert einen weiteren Materialband für den katholischen und evangelischen Religionsunterricht der fünften bis siebten Klasse, der wiederum das Lernthekenkonzept, eine Form des Offenen Unterrichts, in den Mittelpunkt stellt. Lerntheken sind, im Unterschied zum Lernen an Stationen, linear aufgebaut. Da in der vorliegenden Konzeption die einzelnen inhaltlichen Schwerpunkte der Lerntheke aufeinander aufbauen, können diese – so wird im Vorwort ausdrücklich betont – auch nur der Reihe nach bearbeitet werden. Die Wahlfreiheit, die ein solches Konzept des Offenen Unterrichts intendiert, wird insofern gewährleistet, als die Aufgaben der einzelnen Stationen der jeweiligen Lerntheken in sich eine Wahlmöglichkeit anbieten, die sich durch drei unterschiedliche Schwierigkeitsgrade auszeichnen. Es gibt Aufgaben, die eher reproduzierbaren Charakter haben (1 Stern), Aufgaben, die eine höhere Eigenleistung auszeichnet (2 Sterne), und Aufgaben, die ein hohes Maß an Eigenleistung fordern (3 Sterne). Dies setzt voraus, dass die Schülerinnen und Schüler in der eigenen Selbsteinschätzung geübt sind. Symbole weisen darauf hin, ob die Aufgaben in Einzel-, Partner- oder in Gruppenarbeit bearbeitet werden.

Inhaltlich kreisen die Lerntheken des vorliegenden Bandes um die großen Feste des Kirchenjahres: Weihnachten, Passion und Ostern, Pfingsten und bieten eine Fülle an Materialien, wie Schülerinnen und Schüler sich diesen Themen mit allen Sinnen annähern können. Jeder dieser Lerntheken ist eine Übersicht vorangestellt, die die Kolleginnen und Kollegen über die Aufgaben und über die durch diese Aufgaben zu erwerbenden Kompetenzen informiert. Ein Laufzettel für die Lernenden bündelt die Aufgaben auf konkrete „Lernziele“ hin, innerhalb derer die Schülerinnen dann den jeweiligen Schwierigkeitsgrad des angegebenen Lernziels auswählen können und der ebenfalls eine Spalte enthält, in der sie angeben können, ob sie das vorgegebene Ziel erreicht haben. Hier irritiert der Begriff des Lernziels, da er dem Konzept des Bandes zu widersprechen scheint. Ergänzend zu den Schülermaterialien und Kopiervorlagen finden sich die Lösungsblätter für die einzelnen Aufgaben. So wird einer zentralen Forderung des Offenen Unterrichts nach der Möglichkeit der Selbstkontrolle der Ergebnisse durch die Lernenden Rechnung getragen. Auch dass sie sich als Helferinnen und Helfer in eine Karte eintragen können, wenn sie eine Aufgabe aus ihrer Sicht zu ihrer Zufriedenheit gemeistert haben – im Buch Helfersystem genannt –, unterstützt noch einmal die Vorstellung eines offenen, schüler- und handlungsorientierten Unterrichts. Mindestens vier Unterrichtsstunden – die Betonung muss auf mindestens liegen – sind je nach Leistungsstärke einer Klasse für die jeweiligen Lerntheken zu veranschlagen.

Insgesamt bietet der Band eine Fülle an Anregungen und Materialien, auf deren Basis kompetenzorientierte Zugangswege zu den Festen des Kirchenjahres weiter entwickelt werden können.

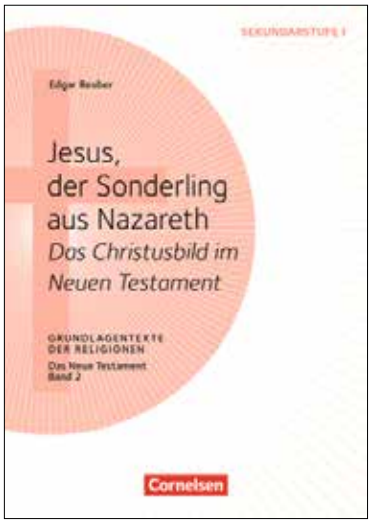
Andrea Velthaus-Zimny

Edgar Reuber
Jesus als Tatort Gottes
Die Begegnungen mit Menschen
Grundlagentexte der Religionen
Das Neue Testament Band 1

Berlin: Cornelsen Verlag. 2016
96 Seiten m. s-w Abb.
18,99 €
ISBN 978-3-589-15803-4

Edgar Reuber
Jesus, der Sonderling aus Nazareth
Das Christusbild im NeuenTestament
Grundlagentexte der Religionen
Das Neue Testament Band 2

Berlin: Cornelsen Verlag. 2016
87 Seiten m. s-w Abb.
18,99 €
ISBN 978-3-589-15804-1



Edgar Reuber
Jesu Worte, was will der eigentlich von mir?
Bergpredigt und Seligpreisungen
Grundlagentexte der Religionen
Das Neue Testament Band 3

Berlin: Cornelsen Verlag. 2016
93 Seiten m. s-w Abb.
18,99 €
ISBN 978-3-589-15805-8

Ein Problem der Arbeit mit biblischen Texten ist, dass sie häufig durch dogmatische Denkmuster und Schablonen dominiert wird. Schriftzeugnisse werden dann zum Steinbruch für systematisch-theologische Auseinandersetzungen. Das schlägt sich nieder bis in religionspädagogische Veröffentlichungen.

Demgegenüber wählt die dreibändige Unterrichtshilfe von Edgar Reuber einen konsequent bibeltheologischen und bibeldidaktischen Ansatz. Der Verfasser, ehemaliger Gymnasiallehrer und Lehrbeauftragter in der Religionslehrerausbildung, legt eine umfassende Sammlung von Unterrichtsentwür-

fen und Arbeitsmaterialien für den Religionsunterricht in der Sekundarstufe 1 vor.

In allen drei Bänden geht es um Jesus von Nazareth, den Christus, im Zeugnis der synoptischen Evangelien. Der Band 1 enthält Unterrichtsvorschläge zu Wunderberichten und Gleichnissen Jesu und zeigt dabei auf, wie eine bibelhermeneutisch fundierte Hinführung der Schülerinnen und Schüler zur Lektüre neutestamentlicher Texte aussehen kann. Die Entwürfe im Band 2 behandeln verschiedene Facetten des neutestamentlichen Jesusbildes, etwa die Tempelreinigung oder das Verhältnis Jesu zu Frauen. Im Band 3 geht es um die programmatischen Reden Jesu in der Bergpredigt bzw. den Seligpreisungen.

Alle Unterrichtsmodelle sind detailliert ausgearbeitet und praxisnah. Das Korrelationsprinzip wird durchgängig angewandt. Allerdings fehlen Hinweise auf die heute übliche und auch geforderte Kompetenzorientierung: Es werden Lernziele formuliert, jedoch keine Kompetenzerwartungen; es werden Unterrichtseinstiege skizziert, jedoch keine Anforderungssituationen oder Lernstandserhebungen.

Die Stundenentwürfe sind methodisch gut strukturiert und abwechslungsreich gestaltet. Es gibt viele Anregungen für Tafelbilder und kreative Umsetzungen. Gleichzeitig wird eine Fülle von Arbeitstexten angeboten. In Band 2 gibt es zudem umfangreiche Vorlagen für ein Stationenlernen zum markinischen Jesusbild. Band 3 enthält u.a. umfängliches Material für eine Projektwerkstatt zu den Seligpreisungen.

Leider bieten die Bände zwar viel Textmaterial, aber keine Kopiervorlagen. Die Aufbereitung von Texten oder Abbildungen für den Unterricht wird dadurch umständlicher und zeitaufwändiger. Ungewöhnlich ist auch, dass es keinerlei Zuordnung der Unterrichtsentwürfe zu irgendwelchen Jahrgangsstufen gibt. Tendenziell wirken die Vorschläge relativ anspruchsvoll. Das Niveau steigt von Band 1 bis Band 3 kontinuierlich. Man wird als Lehrperson zu entscheiden haben, was hinsichtlich der curricularen Vorgaben einerseits und des Leistungsniveaus andererseits in welcher Lerngruppe einsetzbar ist.

Als Fundgrube für einzelne Unterrichtsbausteine, die möglichst schnell herausgegriffen sein sollen, eignet sich die vorliegende Arbeitshilfe wohl eher nicht. Für Religionslehrerinnen und -lehrer, die in ihrem Mittelstufen-Unterricht einen gut fundierten bibeldidaktischen Akzent setzen wollen, bietet sie jedoch vielfältige Impulse und wertvolle Anregungen für die Unterrichtsgestaltung.

Sebastian Lindner

Heike Bertsch-Nötinger / Martin Neher / Nelia Stark
„Gott braucht dich nicht“
Eine Unterrichtseinheit zu dem gleichnamigen Buch von Esther Maria Magnis für die Sekundarstufe II

calwer Materialien
Stuttgart: Calwer Verlag 2016
72 Seiten m. Abb.
16,95 Euro
ISBN 978-3-7668-4393-7

„Gott ist wild und seltsam. Aber was, wenn die Kirche ein ganz anderes Bild vermittelt, das eines unsortierten, Schlappen tragenden Spießers?“ fragt Esther Maria Magnis; ihr Buch „Gott braucht dich nicht. Eine Bekehrung“ erschien 2012 im Rowohlt Verlag.

Bücher mit dem Nachsatz „Eine Bekehrung“ wecken Erwartungen einer Bewegung vom Unglauben zum Glauben, die hier aber gar nicht erfüllt werden. Es wird nicht von einem Bekehrungserlebnis erzählt, sondern vom Ringen einer Jugendlichen um einen persönlichen Glauben, der nach dem Tod des Vaters schmerzlich auf die Probe gestellt wird. Als Leserin oder Leser ist man berührt von der kindlichen Gotteserkenntnis am Strand von Italien, kennt die distanzierende Haltung einer Jugendlichen aus eigenem Erleben, hofft mit der Protagonistin auf Heilung des schwer krebskranken Vaters. Gerade weil ihr Glaube so voller Vertrauen, Zuversicht und Kraft erscheint, ist man mit ihr vom gleichgültigen Gott enttäuscht und kritisiert banalisierende Bilder von Jesus – einem „orientalischen Pazifisten mit Schlappen und Vollbart“ –, die von den kirchlichen Institutionen vermittelt werden und den schwierigen Situationen, die Esther zu bewältigen hat, so gar nicht gerecht werden können. Am Ende eines zähen Ringens und der Einsicht, dass Gott so ganz anders ist, steht dennoch das nicht unbedingt zu erwartende Ja zu Gott – trotz allem.

Gerade weil hier Literatur so nah an der Sprache und dem Erleben der Jugendlichen angeboten wird, liegt eine unterrichtliche Verwendung auf der Hand. Heike Bertsch-Nödinger, Martin Neher und Nelia Stark haben erfreulicher Weise zu „Gott baucht dich nicht“ eine Unterrichtseinheit für die Sekundarstufe II erstellt, die eine Reihe in sieben Stunden vorschlägt. Nach einer Hinführung zum Thema des Buches vor allem durch das Spielen mit der Anordnung der vier Wörter des Titels und einer Kurzzusammenfassung des Inhalts, an der entlang Fragen und Themen formuliert werden sollen, wird gemäß des Handlungsverlaufs in der 2. Stunde bei der Frage „(Wie) kann man Gott erfahren? Ist eine Gotteserkenntnis aus der Natur möglich?“ angesetzt. Zentral für die dritte Stunde ist die Kirchenkritik, die Magnis an unterschiedlichen Stellen formuliert und der, wie in den anderen Stunden auch, jeweils theologisch kontrastierende Texte (hier von Gollwitzer) zur Seite gestellt werden. Das Theodizeeproblem wird methodisch innovativ in der vierten Stunde anhand von Sprechmotetten erarbeitet, die

die Schülerinnen und Schüler zum Text von Magnis erstellen und diesen so elementarisiert vertiefen. Die Idee der Lektüre aufnehmend, werden dann die gängigen Antworten auf die Theodizeefrage kreativ im Rahmen eines absurden Theaters bearbeitet (5. Stunde), bevor abschließend die Gotteserkenntnis als „Aha-Erlebnis" (Wilfried Härle) anhand eines Kinderliedes im Miteinander von Selbst- und Gotteserkenntnis im Zentrum steht. Abschließend wird die Frage „Was hat Esther erkannt?" stellvertretend auch für den Erkenntnisprozess der Lernenden formuliert und eine Klausuraufgabe (leider ohne Erwartungshorizont und kriteriales Korrekturraster) angeboten.

Zu allen Stunden stehen Kopiervorlagen für Primär- und Sekundärtexte zur Verfügung, so dass wohl nicht daran gedacht ist, dass die Schülerinnen und Schüler die Ganzschrift erwerben und lesen. Dann hätten lektürebegleitende Lesehilfen zur Verfügung gestellt werden müssen. Indem der Text auf weniger als 10 Seiten Schullektüre im Kopierformat reduziert wird, wird er instrumentalisiert und manche Chance der Arbeit mit Literatur im Religionsunterricht vertan: Die zu knappen Auszüge bieten zum Entdecken und Entfalten einer narrativen Identität, zur Wirklichkeitserschließung und zur Erfahrungserweiterung kaum die gleichen Chancen wie die Lektüre dieses wirklich beeindruckenden Buches.

Mirjam Zimmermann

Simone Hiller / Johannes Gather / Matthias Gronover / Aggi Kemmler
Technik – Leben – Religion
Materialien für kompetenzorientierten Religionsunterricht in technischen Ausbildungsgängen
In Zusammenarbeit mit Katharina Eckstein und Markus Neff
Mit digitalem Zusatzmaterial

Göttingen: Verlag Vandenhoeck & Ruprecht. 2015
110 Seiten mit s-w Abb.
25,00 €
ISBN 978-3-525-77009-2

Die vorliegende Arbeitshilfe verbindet konsequent zwei Anliegen miteinander: die Kompetenzorientierung des Berufsschul-Religionsunterrichts (BRU) und die Berücksichtigung der besonderen Gegebenheiten technischer Berufe. Das Autorenteam besteht aus Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des KIBOR (Katholisches Institut für berufsorientierte Religionspädagogik) in Tübingen. Die besondere fachliche Expertise des Instituts kommt im innovativen Konzept der Arbeitshilfe deutlich zum Tragen.

So werden insgesamt 6 Module für den BRU vorgestellt, die ihren Ausgangpunkt alle in einer konkret beschriebenen Anforderungssituation haben. Die Anforderungssituationen spielen entweder in der privaten oder in der beruflichen Lebenswelt „typischer" Auszubildender (z.B. im Zusammenhang mit dem Kauf eines neuen Smartphones oder der Übernahme eines Geschäftsauftrages durch den Ausbildungsbetrieb). Sie sind realistisch, lebensnah und hinreichend komplex gestaltet, um die Schülerinnen und Schüler zu einer eigenen, differenzierten Auseinandersetzung mit der Thematik zu motivieren.

Zu den Anforderungssituationen werden Arbeitsmaterialien in Form von Kopiervorlagen zur Verfügung gestellt. Die notwendige Differenzierung nach Lernstand und Leistungsniveau sowohl der Lerngruppen als auch der einzelnen Schülerinnen und Schüler wird über variable Arbeitsaufträge vorgenommen: Zu jedem Material gibt es Vorschläge für Arbeitsaufträge, die hinsichtlich der Vorkenntnisse und des Grades an Selbstorganisation sehr verschieden sind.

Im gedruckten Buch sind die Kopiervorlagen ohne Arbeitsaufträge gehalten. Die vorgeschlagenen Arbeitsaufträge finden sich jeweils auf den Seiten davor. Außerdem gibt es Zugangsdaten für ein „E-Book+“. Dort finden sich dann zum Download die fertigen Arbeitsblätter mit den Arbeitsaufträgen in allen Varianten. Auf diese Weise kann das Material mit geringem Arbeitsaufwand optimal an unterschiedliche Lerngruppen und Lernvoraussetzungen angepasst werden.

Die Themen der sechs Unterrichts-Module sind: (1) Trauer und Abschiednehmen – ausgehend von der Frage einer Wandgestaltung in einem Trauerraum. (2) Digitale Vernetzung und der Schutz der Privatheit – hier steht die Frage nach dem Kauf eines „intelligenten“ Kühlschranks im Mittelpunkt der Anforderungssituation. (3) Anhand eines Handykaufs wird die menschenverachtende und umweltzerstörerische Gewinnung von Rohstoffen wie Coltan problematisiert. (4) Das Thema Kommunikation und Umgang mit Konflikten wird ausgehend von einer schwierigen Teamsituation in einem Installationsbetrieb entwickelt. (5) Ein Modul setzt sich mit dem Salafismus auseinander, wobei die Anforderungssituation als berufsethisches Problem konzipiert ist: Soll ein IT-Unternehmen für einen salafistischen Auftraggeber tätig werden oder nicht? (6) Das Thema Islam in Deutschland wird erarbeitet ausgehend von einem Elektrikerbetrieb, der einen Montageauftrag für einen Moscheebau erhält.

Die Module sind einheitlich gegliedert: Auf eine didaktische Einführung mit Vorschlägen für den Unterrichtsablauf folgt ein Überblick über die möglichen Arbeitsaufträge. Daran schließen sich als Kopiervorlagen die Beschreibung der Anforderungssituation sowie die zugehörigen Arbeitsmaterialien an.

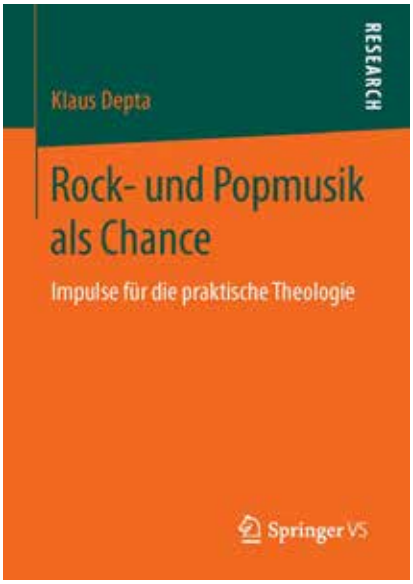
Diese klare Struktur ermöglicht eine gute Übersicht über die Module und einen schnellen Zugriff auf einzelne Teile des Materials. Die Materialbausteine haben in der Regel keine zwingende Reihenfolge, d.h. man kann auswählen, weglassen oder umstellen.

Somit bietet die Arbeitshilfe sehr interessante und praxisnahe Anregungen, die im Unterricht auch im Blick auf verschiedene Berufsfelder variabel eingesetzt werden können – ein echter Gewinn für den BRU!

Sebastian Lindner

Klaus Depta
Rock- und Popmusik als Chance
Impulse für die praktische Theologie

Wiesbaden: Springer VS. 2016
991 Seiten
69,99 €
ISBN 978-3-658-12188-4



Karl Barth wird der Satz zugeschrieben, dass die Engel, wenn sie für den lieben Gott musizieren, natürlich Bach spielen, wenn sie aber unter sich sind, lieber Mozart spielen. Was aber, wenn sie weder Bach noch Mozart spielen und singen, keinen Palestrina und keinen Gregorianischen Choral? Was, wenn sie sowohl vor Gottes Angesicht als auch in einer himmlischen Jamsession ganz aus freien Stücken komplett andere Musik spielen – Rock zum Beispiel oder das eine oder andere Stück von Xavier Naidoo? Gospel oder Reggae? Oder wenn unter ihnen ein begnadeter Rapper wäre?

Unbestritten: Vielen Christen und vielen Anhängern europäischer Hochkultur geht bei Bachs Johannespassion oder Mozarts Requiem das Herz auf – dem Rezensenten auch. In deutschen Großstädten (noch in allen?) kann ein Kantor davon ausgehen, dass man vor Weihnachten mit dem Messias von Händel oder dem Weihnachtsoratorium von Bach volle Kirchen und Konzertsäle bekommt. Die Frage ist: Wen erreicht man – wenn man mit einer Wirkung der musikalisch-christlichen Botschaft in die Gesellschaft hinein rechnet? Bleiben die unter sich, die ohnehin schon in der großen Tradition verwurzelt sind? Und genügt das?

Es ist ein Grundproblem, dass ein Großteil derer, die über Musik im kirchlichen (Verkündigungs-) Raum zu bestimmen haben, von einer Sozialisation oder einem gewählten Stilensemble geprägt sind, worin Christentum, Geisteswissenschaft, Hochkultur und Feuilleton als Gesamtpaket zur Hand sind, das ein vorzügliches Differenzkriterium zur „säkularen Welt“, zum „Zeitgeist“ oder zur Dekadenz einer niedergehenden Konsumgesellschaft bereitstellt. Wen wundert es, dass die Kluft zwischen der „Gesellschaft“ und den Kirchen größer wird? Das kann man hinnehmen und beklagen oder genauer hinschauen und zum Beispiel die Ergebnisse der regelmäßig aktualisierten Sinus-Milieu-Studien studieren. Man würde zum Beispiel sehen, dass Musik immer zum Menschen und zu seinem Glauben gehört, und dass es heute ganz andere Formen von Musik sind, andere Klänge und andere Texte, die zur Lebenswelt derer gehören, die vom Mainstream kirchlicher Verkündigung abgehängt sind.

Jetzt zur Arbeit von Klaus Depta – wir sind allerdings schon mittendrin. Eine Warnung vorab: Wer dessen Plädoyer für die Chancen christlicher Rock- und Popmusik ernst und dann sein Buch zur Hand nimmt, sollte sich nicht auf einen Spaziergang freuen. Nahezu tausend dicht bedruckte Seiten mit einer nicht zu bewältigenden Fülle an Darstellungen, Detailinformationen, Links, CD- und Plattenveröffentlichungen warten auf den Leser und die Leserin. Der Autor, seit Jahrzehnten im Gebiet der Rock- und Popmusik als Hörer, Juror, Kritiker und Vermittler unterwegs, hat den Ertrag seiner umfangreichen Recherchen vorgelegt. Dieser Recherche und dem Umstand, dass das Werk als Dissertation an der Universität Vechta eingereicht wurde, verdankt sich der überaus große Detailreichtum, der auf den ersten Blick kaum zu bewältigen ist.

Die Arbeit legt zunächst den argumentativen Rahmen fest: Musik ist lebensweltliche Ausdrucksform in allen Milieus und eines der Elemente, die Milieus kennzeichnen. Die Suche nach den Formen der Ansprache, des Dialogs und der Verkündigung muss die Musik der Milieus in den Blick nehmen. Das fällt der katholischen Kirche nicht immer leicht. Bis in die jüngste Gegenwart hinein regiert ein Kanon „wahrer religiöser Musik" in deutlicher Abgrenzung zu Formen, die durch ihre Nähe zu Ektase und Enthemmung als nicht geeignet angesehen wurden, die christliche Botschaft auszudrücken. Zumal um die Verwendung von Rock- und Popmusik im liturgischen Kontext lange ein heftiger Streit tobte. Diese Kontaktschwierigkeiten werden vom Verfasser detailliert nachgezeichnet.

Beeindruckend untersucht Depta die einzelnen Stilrichtungen, wobei die Kapitel über Gospel, Reggae und HipHop stellvertretend genannt seien. Der Gospel mit seinen Wurzeln in der Kultur der afroamerikanischen Sklaven und deren Befreiungsgeschichte ist wahrscheinlich die älteste Form noch heute gepflegter Musik, die das Spannungsfeld zwischen Kultur, Politik und Religion enthält und so illustriert, was Milieus bedeutet haben, lange bevor der Begriff in der empirischen Sozialforschung etabliert war. Mit dem Reggae wird der Cousin des Gospels beleuchtet, der noch deutlicher religiöse und gleichzeitig politische Intentionen enthält und zum Sprachrohr einer eigenen Religion wird. In diesem Zusammenhang werden Grundlagen, Entwicklung und wesentliche Lehren des Rastafarianismus nachgezeichnet und die wichtigsten Aussagen dieser religiös-politischen Musik nebst ihren bedeutendsten Protagonisten untersucht. Der HipHop schließlich ist die derzeit interessanteste Form der Jugendkultur, die für die christliche Botschaft anschlussfähig ist. Hervorzuheben ist dabei, dass es dem Autor an keiner Stelle um das eklektizistische Suchen nach einzelnen religiös verwendbaren Stücken und ihren Texten geht, sondern immer darum, das Ganze einer Stilrichtung in musiktheoretische Kontexte einzuordnen und verständlich zu machen.

Die unzähligen Verweise auf Veröffentlichungen und Alben sowie die Hintergrundinformationen zu Biographien vieler Künstler sind eine Fundgrube, die dieses Buch zu einem veritablen Handbuch macht. Dabei bleibt die Intention präsent, die musikalischen Formen und einzelnen Stücke zu Anknüpfungspunkten für Formen der Verkündigung, des Religionsunterrichts und der Katechese zu machen. So finden sich ausführliche Beschreibungen und methodische Hinweise, wie bestimmte Themen im Religionsunterricht mit Rock- und Popmusik erschlossen werden können.

Die Musik ändert sich und neue Formen werden entstehen – dennoch ist das Buch von Klaus Depta mehr als nur eine Momentaufnahme: Die jahrelange Beschäftigung mit dem Phänomen der Rock- und Popmusik hat dazu geführt, dass er die tragenden Grundlinien der wahrscheinlich spannendsten Jahrzehnte der Popularmusik in gültiger Form darstellen konnte. Das Buch muss natürlich weitergeschrieben werden – und zwar von allen Nutzern, die die Chancen des Mediums Musik erkennen, auf die religiösen wie christlichen Zusammenhänge neugierig sind und – hoffentlich – selbst ihre Erfahrungen mit diesem lebendigen Kosmos der Musik machen.

Peter-Felix Ruelius

Melanie Mühl
15 sein
Was Jugendliche heute wirklich denken

München: Hanser Verlag. 2016
221 Seiten
18,90 €
ISBN 978-3-446-25068-0

Melanie Mühl, Redakteurin der FAZ, geht in ihrem neuesten Projekt der Frage nach, ob sich die landläufig und von manchen Wissenschaftlern vertretene negative Meinung über die heutige Jugend – sie sei smartphonesüchtig, konsumbesessen, spaßorientiert, egozentrisch und ausschweifend – bestätigen lässt. Dafür legt sie mit „15 sein" ein Buch vor, in dem sie Begebenheiten, Meinungen und Sichtweisen von 13- bis 18-jährigen Jungen und Mädchen – Einzelpersonen, Cliquen und eine ganze Schulklasse – wiedergibt, die sie in zahlreichen Gesprächen gewonnen hat. Geredet wird über verschiedene aktuelle oder frühere Lebensbereiche wie Kinder- und Jugendzimmer, Internet und digitale Medien, Körper, Beziehungen, Schule u.a. Neben diesen Gesprächen, die im O-Ton den größten Raum einnehmen, stehen Studien, mit denen die Einschätzungen der Jugendlichen zu ihrer Situation belegt werden sollen, und kurze Exkurse zur eigenen Jugend der ca. 40-Jährigen Autorin, in welchen sie manche Unterschiede und viele Gemeinsamkeiten schildert.

Melanie Mühl hat das Vertrauen ihrer Gesprächspartner gewonnen und fühlt sich ihnen verpflichtet. Aus diesem Grund kommentiert sie deren Aussagen nicht, sondern referiert sie lediglich, bekräftigt sie mit den Studien und ergänzt manchmal. Manche kritische Themen von Bedeutung werden in den Gesprächen nur marginal angesprochen, z.B. das Thema Mobbing, das vonseiten der Schüler nur mit einem einzigen banalen, nicht einmal digitalen Beispiel erläutert wird. Das ist umso weniger nachvollziehbar, als die Polizei in ihren Aufklärungskampagnen oder etwa der Medienbeauftragte für die Schulen in Hessen von einer nicht unbeträchtlichen Zahl an Cybermobbing-Fällen sprechen, die aufzeigen, dass dies heutzutage ein wirkliches Problem ist, mit dem viele Heranwachsende sehr wohl konfrontiert sind.

Es stellt sich zudem die Frage, ob die befragten Jugendlichen einen Durchschnitt der insgesamt inhomogenen Gruppe zeichnen können, denn die meisten der hier zitierten jungen Menschen sind Gymnasiasten, die älter als 15 sind und die Pubertät schon hinter sich haben. Deren Welt- und Selbstsicht ist natürlich reflektierter – und sie zeichnen ein positives Bild ihrer Generation. Den Praktiken und Phänomenen, gegen die sie sich aussprechen und die sie an anderen Jugendlichen kritisieren – wie etwa exzessiver, unkritischer Internetkonsum, übertriebene oder heikle Selbstdarstellung in den sozialen Netzwerken, Spielsucht, extremer Körperkult bis hin zu Magersucht, Shoppingsucht, Drogenkonsum, Mobbing und Pornokonsum – scheinen sich eben jene nicht entziehen zu können.

Unstrittig ist die Meinung der Autorin, dass es nicht angebracht ist, die heutige Jugend mit eingangs zitierten Eigenschaften kollektiv abzustempeln, denn sie ist ja ein Spiegelbild der Erwachsenenwelt und mit ihr muss sich die ganze Gesellschaft den heutigen Herausforderungen, v.a. im Bereich der digitalen Welt, stellen. Den jungen Menschen ist Respekt dafür zu zollen, dass sie so viel von sich erzählen, und Melanie Mühl, dass ihr dieses Projekt gelungen ist. Interessant, manchmal amüsant, zuweilen etwas langatmig führt das Buch in die Welt der Zielgruppe ein. Lesen sollte dieses Buch, wer sich ungefiltert und nicht in wissenschaftlicher Sicht für die Denk- und Handlungsweisen, Geheimnisse, Sprache und Ausdrücke aus der Sicht der Jugendlichen interessiert und sie besser verstehen möchte.

Alexandra Reißmann

Leben Tod
Gottes Körper
Glauben denken

Fundamentaltheologie

Theologie

Ich will, dass du bist Herztöne

Negativität als Denkform

Gottes Freundschaft suchen

Gerhard Lohfink
Im Ringen um die Vernunft
Reden über Israel, die Kirche und die Europäische Aufklärung

Freiburg: Verlag Herder. 2016
560 Seiten
29,99 €
ISBN 978-3-451-31239-7

Der vorliegende Sammelband enthält Beiträge, die allesamt von einer Überzeugung getragen sind, die prägend für die Theologie von Papst Benedikt XVI. geworden ist: dass nämlich die wechselseitige Herausforderung von Glaube und Vernunft beide Instanzen vor ihren Pathologien bewahren kann. So bleibt der Verfasser nicht bei der Feststellung stehen, dass gerade in den Katastrophen des 20. Jahrhunderts eine entwurzelte Vernunft denjenigen Umschlag von Aufklärung in Gewalt und Mord vollzieht, der schon während der Französischen Revolution sich im Tugendterror Robespierres angebahnt hat. Er sieht genauso deutlich, dass erst die genannte Freilassung der Vernunft dem Glauben dazu verholfen hat, den Reichtum seines biblischen Ursprungs zu erfassen.

Dies führt zu einer Entdeckung, der eine erste Gruppe von Beiträgen gilt: Es gibt nicht nur ein spezifisches Aufklärungspotential der biblischen Tradition, sondern dieses Aufklärungspotential wirft seinerseits nun ein kritisches Licht auf die neuzeitliche Gestalt einer Vernunft, die in ihrem vermeintlichen Autonomieanspruch nicht mehr dem Glauben, sondern einem irrationalen Willen zur Macht die Schleppe nachträgt. Wenn demgegenüber dann der priesterschriftliche Schöpfungstext den unsichtbaren Gott radikal von seiner Schöpfung unterscheidet, dann bedeutet dies eine Entmächtigung jeder weltlichen Instanz, die ihrerseits sich zum Höchsten erklärt und die übrige Welt sich unterwerfen will.

Dieses Bewusstsein der Trennung von Schöpfer und Schöpfung ist nun gepaart mit der weiteren biblischen Überzeugung, dass der eine Gott der Welt nicht gleichgültig gegenübersteht, sondern ihrer Entwicklung in einer Haltung der Liebe und Treue zugewandt bleibt. Dass dabei der Mensch als Mensch – nicht als Mann oder Frau oder als Angehöriger einer bestimmten Nation – Geschöpf Gottes und gleichzeitig Abbild seines Schöpfers ist, verleiht ihm eine unveräußerliche Würde, die deren neuzeitliche Entdeckung schon vorwegnimmt.

Aus der Wahrnehmung dieser Liebe und Treue Gottes folgt nun eine zweite Textgruppe. Denn es liegt in der Natur der Liebe, dass sie nichts erzwingt, wohl aber ihr Gegenüber gewaltfrei begleitet und umwirbt. Daraus ergeben sich zunächst Konsequenzen für die Beantwortung der Frage, wie Gott in seiner Allmacht und Liebe das Böse zulassen kann. Vor allem gewinnt der Verfasser damit die Mög-

lichkeit, begrifflich zwei Formen der Geschichte zu konstruieren, die sich zwar unterscheiden lassen, in der Wirklichkeit aber einander wechselseitig durchdringen. Die eine sieht er bestimmt durch die Macht der Erbsünde – und damit einer Wirklichkeit, deren Behauptung im allgemeinen Glaubensbewusstsein eine bestenfalls rudimentäre Rolle spielt. Als Ursünde begreift er in Anlehnung an K. Rahner und R. Spaemann denjenigen Schritt in der Evolution, mit der die menschliche Freiheit – einmal erwacht – die ihr gegebenen Möglichkeiten nicht ergreift und in die Natürlichkeit eines Verhaltens zurückfällt, welches ihr Gegenüber zunächst als Bedrohung wahrnimmt und der eigenen Willkür unterwerfen will. Die Erbsünde ist dann wirksam in einer Geschichte, in der die „Altlasten menschlicher Schuld", in die ich zunächst einmal schuldlos hineingeboren werde, zur Quelle neuer Entfremdung werden. Weil die Liebe Gottes den Menschen jedoch nicht aufgibt, ist die Geschichte menschlicher Verfehlung durchwachsen von einer Gegengeschichte, die von der immer neuen gnadenhaften Zuwendung Gottes getragen ist und die sich dieser Schuldgeschichte in stets neuen Anläufen entwindet. Dies ist zunächst die Geschichte Israels, die der Verfasser ganz auf Maria, die Mutter Jesu, hin liest. Die Inkarnation des göttlichen Logos in dem Juden Jesus von Nazareth ist somit kein unvermittelter vertikaler Einbruch in die Welt, sondern diesem Logos wird damit „von unten" her die Möglichkeit seiner eigenen Ankunft geschaffen.

Eine dritte Gruppe von Texten macht von hier aus das Wesen der Kirche deutlich. Hat der Verfasser die Macht der Sünde im menschlichen Rückfall in die eigene Natürlichkeit erkannt und diese Natürlichkeit u.a. als die gentilistische Dominanz von Clanstrukturen bestimmt, erblickt er das Wesen der Kirche in einer neuen Gestalt der Familienbildung, in der auch die Fremden zu meinen Geschwistern werden und wir füreinander aufkommen. Hier wird natürlich auch deutlich, was dem Verfasser seine jahrzehntelange Beheimatung in der Integrierten Gemeinde bedeutet. Man mag gegen diese Textgruppe einwenden, dass sie zu einseitig das wahre Wesen der Kirche herausstellt und zu wenig deren historische Realisationsgestalt wahrnimmt, in der sie sich stets von Neuem der Macht der Sünde entwinden muss. Denn die Evangelien bezeugen, wie sehr schon die Jünger in ihrer Jesusnachfolge von den sündhaften Mechanismen der Rivalität und der Ausgrenzung bestimmt sind. Doch in einer Zeit, wo die Öffentlichkeit beim Thema Kirche oft nur Inquisition, Hexenverbrennung, Galilei und neuerdings auch sexuellen Missbrauch assoziiert, darf diese Einseitigkeit als legitim und ihrerseits noch einmal als ein Akt der Aufklärung gelten.

Gerd Neuhaus

Knut Wenzel
Offenbarung, Text, Subjekt
Grundlegungen der Fundamentaltheologie

Freiburg: Herder Verlag. 2016
159 Seiten
19,99 €
ISBN 978-3-451-34908-9

Der Autor, Professor für Fundamentaltheologie und Dogmatik an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main, beschäftigt sich in seinem klar gegliederten, informativen, aus einer Vorlesung erwachsenen Buch mit dem Verhältnis zwischen dem christlichen Glauben an die göttliche Offenbarung und der menschlichen Vernunft. Diesen für die christliche Glaubenslehre zentralen Sachverhalt stellt er in drei Aspekten dar, die jeweils einen Teil des Buches beinhalten.

Aus historischer Sicht setzt Wenzel in der Einleitung (13-45) anschaulich unterschiedliche Auffassungen des Verständnisses und der Eigenart der Fundamentaltheologie voneinander ab. Danach skizziert er verschiedene Bestimmungen des Verhältnisses zwischen der Offenbarung und der Vernunft (46-57) in der Geschichte dieser Disziplin.

Im zweiten Teil des Buches (57-107) folgt der theologisch-systematische Aspekt: Diese Ausführungen gliedern sich in zwei Abschnitte: Im ersten steht, orientiert an der Hermeneutik Paul Ricoeurs, die Frage nach der „Philosophie der Offenbarung“ im Vordergrund. Im zweiten Abschnitt geht es um die unterschiedlichen Artikulationen der Offenbarung. Diese artikuliert sich in der Bibel in fünf verschiedenen, einander ergänzenden Offenbarungsdiskursen, die dicht und einprägsam referiert werden. Das Ende des Kapitels bündelt die Überlegungen: „Systematische Schlussfolgerungen“ Wenzels beinhalten den Ertrag seiner Darstellung der Diskurse, sodass sich drei Aspekte einer Hermeneutik der Offenbarung ergeben.

Der Schlussteil des Buches (108-159) enthält die Anwendung der Einsichten aus der vorangegangenen Darstellung auf drei konkrete Themenkreise. Ästhetisch gesehen zeigt sich anhand der „Poetologie Gottes“ (116), dass dieser zwar offenbar ist, aber gleichzeitig unverfügbar bleibt. Mit Bezug auf zwei Zeugnisse aus dem Ersten Testament veranschaulicht Wenzel dies eindrucksvoll.

Konsequent schließen sich Überlegungen zur Eigenart von Glauben und Religion und in diesem Zusammenhang auch zur notwendigen Unterscheidung zwischen diesen beiden Phänomenen an. Schon daraus ergeben sich Anstöße für genaue, provozierende Überlegungen über die Kirchlichkeit des Glaubens. Dieser lässt sich nicht am schwindenden Besuch der Sonntagsgottesdienste messen. Dennoch ist die Kirche für das autonome Subjekt „nie so wichtig wie heute“. Das hier anklingende Verhältnis zwischen „Subjekt und Kirche“ entfaltet Wenzel in den erfrischenden, inspirierenden Überlegungen am Ende seines Buches: Die Kirche kann und soll

dem einzelnen in der Gemeinschaft Möglichkeiten eröffnen, indem sie dessen gottgewollter „Freiheits-Autonomie“ in ihrem Reden und in ihrem Handeln Rechnung trägt. Die Kirche als Glaubensgemeinschaft realisiert ihre Sendung in der Nachfolge Christi heute darin und damit, dass sie sich auf die „Zuwendung zu einer selbst-tätigen Welt verpflichtet“. Indem sie die Selbsttätigkeit der Menschen vielfältig „zum Zug kommen lässt“ verschafft sie dem Einzelnen „lebensweltliche Beheimatungen“, wodurch dieser „aufblühen und gemeinschaftsproduktive Früchte bringen kann.“

Das lesenswerte wissenschaftliche Buch führt auf sprachlich durchgängig hohem, dem Thema adäquaten Niveau in einen wichtigen Themenkreis der christlichen Glaubenslehre ein. Es erfordert einen aufmerksamen und mitdenkenden Leser, bleibt aber aufgrund des schmalen Umfangs überschaubar, so dass die Rezeption keinen allzu großen Zeitaufwand erfordert. Vor allem der letzte Teil des Buches mit seinen optimistischen Perspektiven und Denkanstößen zur Bedeutung der Kirche für das moderne Subjekt lohnt die Lektüre.

Wenzels Fundamentaltheologie vermittelt Studentinnen und Studenten originelle Verstehensmöglichkeiten und bietet eine interessante Grundlage zum theologischen Gespräch. Religionspädagoginnen und Religionspädagogen können ihr Wissen auffrischen und ihre Kenntnisse erweitern sowie Anregungen zu Unterrichtsthemen wie „Verständnis der Offenbarung“, „Bedeutung des einzelnen in Bezug auf den Glaubensakt und auf den Inhalt des Glaubens“ oder „Situation und Möglichkeiten der christlichen Glaubensgemeinschaft als Beziehungsraum für das heutige autonome Subjekt“ finden.

Heribert Körlings

Wolfgang Baum
Negativität als Denkform
Die Konstitution monotheistischer Religion erklärt durch Prolegomena zur Negativen Theologie

Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag. 2014
302 Seiten
39,90 €
ISBN 978-3-506-77775-1

Der Ausdruck „negative Theologie“ ist gängig. Bei einer Offenbarungsreligion, als welche der biblische Monotheismus gerne bezeichnet wird, wirkt er oft irritierend, so, als sei damit die Offenbarung, die doch als etwas Großartiges, Schönes und Positives empfunden wird, wieder einkassiert worden. Wer Wolfgang Baums bemerkenswerte und luzide Studie zur „Negativität als Denkform“ durchgearbeitet hat, muss allerdings zu der Überzeugung kommen, dass mit der negativen Theologie das eigentliche Wesen dieses Monotheismus getroffen ist.

Baum rekonstruiert zunächst die Religionsgeschichte des biblischen Gottesglaubens, die sich als „sekundäre Religion“ (Jan Assmann) aus dem polytheistischen Umfeld herausarbeitet. „Dies sind die Worte“, so beginnt im hebräischen Original das Buch Deuteronomium. In ihm laufen einzelne monotheistische Traditionslinien zusammen, die in der späten Königszeit die Vo-raussetzungen für den eigentlichen Durchbruch schaffen. Das Wort ist, so Baum, der „primäre Ort göttlicher Selbstoffenbarung“. Gott „wohnt in seinem Wort“ (1 Könige 6,19). Für es sei, damit er in ihm wohnen kann, der Tempel in Jerusalem gebaut worden. Noch wichtiger wird es wohl gewesen sein, dass man es aufgeschrieben hat. In der folgenden Zeit des babylonischen Exils haben die aus Jerusalem verschleppten Judäer den polytheistischen Bilderkult der Babylonier vor Augen, und an ihm schärft sich die Kritik. Von JHWH darf und kann es dagegen kein Kultbild geben.

Darum geht es: Baums „negative Theologie“ ist nicht einfach negativ, sondern sie geht von einem ontologischen Sonderfall aus. Der neue Gott des alten Israel ist, anders als die Götter der anderen Völker, kein Teil der Welt, vielmehr ihr Gegenüber. Und er ist nicht selbstgemacht, wie die Kultbilder der Babylonier.

Im bloßen „Ich bin da“(JHWH), jenem „Namen“, der eigentlich kein Name ist, kommt die Einzigkeit Gottes zum Ausdruck. So kann nur einer heißen. Die Wirklichkeit Gottes ist eine, die gleichzeitig behauptet und in dieser Behauptung vorenthalten wird. Negative Theologie ist also eine Theologie der Vorenthaltung. Diese Simultaneität von Offenbarung und Bestreitung macht den besonderen Charakter des biblischen Monotheismus aus. Obwohl Baum die Dialektik zwischen Position und Negation in ihrer religionsgeschichtlichen Genese sorgfältig herausarbeitet, bleibt er bei der gängigen Begrifflichkeit und nennt das Proprium des Monotheismus weiterhin „negative Theologie“. Besser wäre es sicher, von einer Theologie der Vorenthaltung oder einer privativen Theologie zu sprechen.

In der Begriffslogik kennt man die Unterscheidung zwischen einer privativen und einer limitativen Negation. Bei einer limitativen Negation wird etwas Umgrenztes (lat. limes = Grenze), empirisch Fassbares negiert. Daher kommt dieser Typus von Negation für den biblischen Gottesbegriff nicht in Frage. Eine privative Theologie dagegen hat von dem Ausdruck JHWH alles weggenommen, bis auf sein pures Dasein. Dass er Da ist, macht ihn zum Widerlager der Welt.

Bei einer privativen Negation (lat. privatio = Wegnahme) geht es genau um diese Denkoperation der Vorenthaltung. Nur mit diesem Begriff kann der Gott bezeichnet werden, der kein Ding in der Welt, keine empirische Größe ist, sondern als ihr Schöpfer wie ein Vorzeichen vor der Klammer steht, die die Welt bedeutet.

Schon Jan Assmann hat die Außerweltlichkeit des biblischen Gottes als etwas wirklich Neues in der Religionsgeschichte erkannt. Die Sonne des Pharaos Echnaton (ca. 1351-1334 v.Chr.), die dieser zum einzigen Gott erwählt hatte, war zwar die spektakulärste Singularität, aber doch ein Teil des Kosmos.

Der Gott, der als Schöpfer der Welt gegenübersteht, ist in der Tat etwas Einziges und Einzigartiges. Baum verfolgt die Entwicklung des Monotheismus von der Königszeit bis in die Zeit nach dem babylonischen Exil und weiter bis in die Zeit Jesu. Soweit bewegt er sich auf dem Forschungsstand der alttestamentlichen Wissenschaft.

Eine völlig neue Etappe in der Geschichte des Monotheismus ergibt sich durch den Christusglauben. In den Quellen des ersten Jahrhunderts erscheint Jesus von Nazaret noch nicht als der, der im Prolog des Johannesevangeliums als „das Wort, das Fleisch

geworden ist“ (1,14), verkündet wird. In diesem Quelltext des Inkarnationsglaubens heißt es schon ganz am Anfang: „…und das Wort war Gott“.

Die frühen Gemeinden mussten nun klären, ob der überkommene Monotheismus Israels und eine göttliche Inkarnation kompatibel sind. Diese Klärung erfolgte mit Hilfe der platonischen Philosophie, die schon Philo von Alexandrien inspiriert hatte und wohl auch den Johannesprolog. In der Mitte des 2. Jahrhunderts macht sich dieser mittelplatonische Einfluss besonders bemerkbar. In der evangelischen Exegese und Religionsgeschichte, die bis hin zu Ernst Käsemann noch im Wirkungsschatten von Adolf von Harnacks „Wesen des Christentums“ stand, galt der Topos, dass das reine Urchristentum vom „Hellenismus“ in eine „frühkatholische“ und damit ungute Richtung gedrängt worden sei.

Es ist am Vorabend des Reformationsjubiläums ein ökumenisches Hoffnungszeichen, dass der derzeit führende evangelische Theologe und Kirchengeschichtler Christoph Markschies hinter dieser Sicht, wonach das „Urchristentum“ durch griechische, insbesondere platonische Philosophie in eine ungute Richtung verbogen worden sei, ein Fragezeichen macht. Wolfgang Baum kann sich auf diesen Sinneswandel beziehen. In seinem Hauptteil verstärkt er diesen Ansatz und rehabilitiert die nun folgende Zeit des sog. Hellenismus und der Kirchenväter und die folgende Entwicklung hin zu einer Theologie der Trinität, die den Kern des Monotheismus nicht nur nicht beschädigt, sondern erst richtig auf den Punkt bringt. Die große Frage der Inkarnation: „Wie kann der Geist Gottes im Menschenfleisch wirken?“ ist nun erst voll entfaltet.

Es ist kein Zufall, dass Baums Ideengeschichte der „negativen Theologie“ sich der Bilderfrage intensiv widmet. Der Abschied vom Kultbild markierte den Abschied vom Polytheismus. Von Anfang an war klar, dass das sogenannte „Bilderverbot“ nicht alle Bilder, sondern nur ein Gottesbild zu verfertigen untersagte. Auch nach der reichen Wiederkehr der Bilder im Christentum, besonders nach der konstantinischen Wende, geht er den Spuren der Negation in Gestalt des Ikonoklasmus nach, der sich nicht nur in der Zerstörung der Bilder, sondern auch in den Vorkehrungen zeigt, die Bilder vor einem falschen Blick zu bewahren. Am Ende berührt er auch ein starkes Motiv gegenwärtiger Kunsttheorie (Gottfried Böhm), die innerhalb der klassischen Moderne und Gegenwartskunst ikonoklastische Grundzüge entdeckt hat.

Wolfgang Baums Arbeit stellt einen Markstein in der gegenwärtigen Debatte um den Monotheismus dar. Die Habilitationsschrift ist gewiss keine leichte Bettlektüre, aber sie belohnt den Leser mit intellektueller Anregung und legt ein glänzendes Zeugnis für die Verträglichkeit von Glauben und Vernunft ab.

Eckhard Nordhofen

Dionysius Areopagita
Über alles Licht erhaben
Die Werke
Übersetzt von Edith Stein

topos taschenbücher
Kevelaer: Verlagsgemeinschaft topos plus. 2015
234 Seiten
12,95 €
ISBN 978-3-8367-1009-1

Dass die Athener Mission des Apostels Paulus nicht folgenlos blieb, davon berichtet die Apostelgeschichte (Apg 17, 34) „Einige Männer aber schlossen sich an und wurden gläubig, unter ihnen auch Dionysius, der Areopagit". Es war dieser neutestamentliche Konvertit, dem in der mittelalterlichen Theologie und Philosophie als Autor von vier prägnanten Texten größte Autorität zugesprochen wurde: Dionysius Areopagita.

Seine auf Griechisch verfassten Schriften wurden zunächst von der östlichen Christenheit rezipiert und verbreiteten sich als Übersetzungen ins Syrische, Altgeorgische und Kirchenslavische; sie gelangten um die Mitte des 9. Jahrhunderts durch die erste vollständige lateinische Übertragung des Corpus Dionysiacum (Hilduin, Johannes Scotus Eriugena) auch in den Westen und avancierten hier – in ihrem Sprechen über das Unaussprechliche z.B. bei Meister Eckhart, Tauler und Nikolaus von Kues – zur Quelle mystischer Theologie: Es existiere danach jenseits der Grenze intellektueller Erkenntnis eine Weise der Begegnung mit dem Göttlichen, die alles Begriffliche übersteige.

Zwar wurde im 19. Jahrhundert nachgewiesen, dass die Traktate des Areopagiten keineswegs vom Gefährten des Völkerapostels stammen konnten, sondern erst gegen Ende des 5. Jahrhunderts abgefasst wurden, allerdings verhinderte das keineswegs die weitere Wirksamkeit seines mystischen Denkens im 20. Jahrhundert. So bekannte Hugo Ball (1886-1927), der vor genau 100 Jahren den „Dadaismus" begründete, in seinem Band Byzantinisches Christentum: „Als mir das Wort ‚Dada' begegnete, wurde ich zweimal angerufen von Dionysius D.A.-D.A." Schließlich war es Edith Stein (1891-1942), die phänomenologische Denkerin und christlich-jüdische Märtyrerin, die das Corpus des spätantiken Verfassers, in der Forschung längst als Pseudo-Dionysius bezeichnet – Mystische Theologie, Von den göttlichen Namen, Himmlische Hierarchie und Kirchliche Hierarchie – erneut ins Deutsche übersetzte, um sie als Quelle theologischer Spekulation und katholischer Analogielehre zugänglich zu machen.

„Zu diesem überhellen Dunkel wünschen wir zu gelangen und durch Nicht-Sehen und Nicht-Erkennen zu schauen und zu erkennen, was das Schauen und Erkennen übersteigt", erklärt der Verfasser der Mystischen Theologie. Er bezeichnet damit die grundlegende Problematik: Wie lässt sich überhaupt adäquat über das Göttliche sprechen? Als christlicher Philosoph und Neuplatoniker betont Dionysius dabei vor allem: Die begrifflich nicht einzuholende Transzendenz Gottes erfordere eine ganz spezielle Art des Ausdrucks: nämlich in Form negativer Theologie.

Im Traktat Von den göttlichen Namen knüpft er an diese Sichtweise an und vertieft sie: Zwar existiere berechtigterweise eine kategoriale Sprache, die nach Art der Bibel Gottes Schönheit, Weisheit und Liebe preise, allerdings sei eine solche Rede keineswegs in der Lage, zu Gott, dem „überwesentlichen Einen", vorzudringen. Wie der Stufenbau der Wirklichkeit tatsächlich beschaffen sei und wie man zum Göttlichen emporsteige, entfaltet der Autor schließlich in seiner Himmlischen Hierarchie, der alle Kirchliche Hierarchie korrespondiere. „Die zu Reinigenden", also jene, die in mystischer Weise zu Gott gelangen wollen, sollten „völlig rein werden, von jeder Vermischung mit Unähnlichem frei. Die erleuchtet werden, sollen mit göttlichem Licht erfüllt werden, durch reine Geistesaugen zum Stand und der Tugend der Beschauung erhoben". In der Weise, wie ein Geschöpf alles Menschlich-Kategoriale hinter sich lasse, werde es letztlich fähig zur liebenden Ekstase: zur mystischen Vereinigung mit Gott.

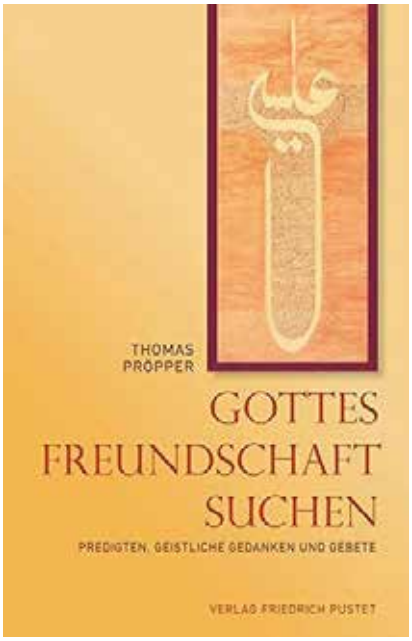
Wie Bruno Kern in seinem erhellenden Vorwort bemerkt, lasse sich von Dionysius Areopagita eine Linie ziehen zu den Aussagen des Vierten Lateran-konzils (1215). „Die Ähnlichkeit zwischen Gott und Geschöpf werde demnach durch eine je größere Unähnlichkeit überboten. Der große jesuitische Mentor Edith Steins, Erich Przywara, war es, der die Analogielehre ins Zentrum seiner Religionsphilosophie stellte."

Thomas Brose

Thomas Pröpper
Gottes Freundschaft suchen
Predigten, geistliche Gedanken und Gebete
Mit Geleittexten herausgegeben von Klaus Müller

Regensburg: Pustet Verlag. 2016
399 Seiten m. Abb.
29,95 €
ISBN 978-3-7917-2733-2

Mit der zweibändigen „Theologischen Anthropologie" (2011) legte der Münsteraner Dogmatiker und Fundamentaltheologe Thomas Pröpper (1941–2015) ein Opus Magnum vor. Ein kapitales Stück theologischer Reflexion, das freilich ob seines Umfangs und seiner Gelehrsamkeit den Nichtfachmann zu entmutigen vermag. Umso dankbarer kann sich der Leser jetzt Pröppers Gedanken nähern, die in einem von seinem Professorenkollegen und Freund Klaus Müller herausgegebenen und eingeleiteten Predigtband zu finden sind. Es sind knapp 60 Predigten, die Pröpper in der Münsteraner Dominikanerkirche St. Joseph vor der Katholischen Universitätsgemeinde gehalten hat – Predigten, die auf ihre Art die fundamentale Kunde vom Menschen und der christlichen Hoffnung ausbuchstabieren. „Wir alle sind Geistliche", so der Titel der ersten, auf 1 Kor 12 bezogenen Predigt, die zeigt, dass der aus dem Sauerland stammende Gelehrte sich ganz und gar nicht mit der vorgeblich klassischen Teilung, hier theologische „Profis", dort die konsumierenden „Laien", abfinden mag. Diese Teilung ist historisch und institutionell erklärbar, hat auch mancherlei Vorteile. Doch hängt für Pröpper ein wesentlicher Teil der ekklesialen Krise („Es ist bedrückend, in welchem Maß die Kirche gerade ihre kritischen Geister verliert.") damit zusammen, dass die Geistbegabung aller Christen nicht den Vordergrund, sondern nur das Anhängsel der Ämterdiskussion bildet. Sein Fazit: „Erst wenn jeder Einzelne erkennt, was er den anderen verdankt, und gleichzeitig einsieht und konsequent danach handelt, dass die anderen ihn brauchen, erst dann kann Leben in die Kirche einziehen."



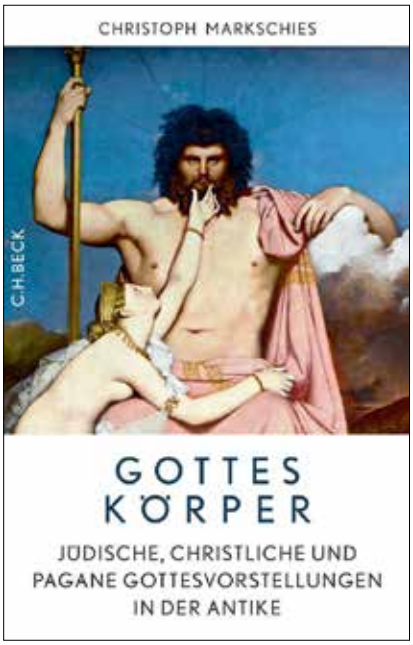
Bereits an dieser Stelle lässt sich die wohltuende Lebensnähe der Predigten erkennen. Sie berauschen sich nicht an Wissen oder Rhetorik, bringen den Hörer vielmehr in Berührung mit der Frömmigkeit und der Theologie des Predigers. Diese ist eine zutiefst österliche, eine, die in der Abfolge von Versuchung, Freundschaft und Abbruch, von Passion und Auferstehungsglauben, schließlich auch von Geistsendung und Dreifaltigkeit, das menschliche wie das göttliche Drama („Über die Schwäche Gottes") auszulegen sucht. Dabei dürfe, so Pröpper, der Todesschrei von Karfreitag niemals in dem „Wissen" um den österlichen Morgen aufgelöst werden, dürfe die Osterbotschaft nicht als ein Passepartout dienen. Allzu viele Menschen haben lebenslang nur das Schweigen Gottes vernommen und, so fragt der Prediger: „Wer kann von uns schon sagen, er sei Gott schon jemals begegnet?" Gleichwohl laufen alle Fäden des christlichen Glaubens in der Kunde von der Auferstehung zusammen. An der österlichen Hoffnung für die Entschlafenen (1 Thess 4,13f.) hält Thomas Pröpper fest, auch an der Hoffnung, dass wir „an jenem Tage" verstehen werden, warum der Seligkeit so viele dunkle und leidvolle Schritte vorausgegangen sind. Bis dahin gelte es, den Weg des Lebens „menschlich" zu bestehen, gelte es, „wider den allgegenwärtigen Zynismus" anzukämpfen und die Tugend zu entwickeln, „Erwartungen zu haben". Auch mit Christus und nach Christus ist ein solches Programm anspruchsvoll genug: „Nachfolge heißt ja nicht Imitation".

Wer sich mit Thomas Pröpper, dem „christlichen Existentialisten" (Klaus Müller), auf den Weg durch das Kirchenjahr begibt, findet eine nahrhafte geistliche Speise und viele Fingerzeige für ein geerdetes geistliches Leben. Für diese Erdung, die dennoch den Himmel im Blick behält, steht die letzte Predigt des Bandes, die – an Gen 9,1-15 anknüpfend – den „menschlichen Herrschaftsauftrag" betrachtet. Diese unendliche Male gedeutete und in Frage gestellte Maxime lässt sich, davon ist der Prediger überzeugt, nur aus dem „schlichten Zentrum des Glaubens" rechtfertigen. Nur der Mensch, der sich von Gott bejaht weiß, wird nicht auf eine destruktive oder auch regressive Weise sein Dasein zu gestalten suchen. Er wird vielmehr die „humane Option" ergreifen, „die in der Verbindung des Gebets mit der Arbeit einmal gemeint war".

Christian Heidrich

Christoph Markschies
Gottes Körper
Jüdische, christliche und pagane Gottesvorstellungen in der Antike

München: C.H. Beck Verlag. 2016
900 Seiten m. Abb.
48,00 €
ISBN 978-3-406-66866-1



Der Titel befremdet. Gott hat natürlich keinen Körper, sondern ist reiner Geist nach der Lehre sämtlicher monotheistischer Religionen. Doch halt: Nach christlichem Verständnis hat er sich inkarniert und wird in der Kunst dargestellt. Und die griechisch-römische Religion? Zeus/Jupiter hat diverse Halbgötter gezeugt – wie denn, wenn nicht mit einem Körper? Der Professor für antikes Christentum der Humboldt Universität Berlin Christoph Markschies hat also kein abseitiges, sondern ein zentrales Thema der Religionsgeschichte und Frömmigkeit aufgegriffen und enzyklopädisch bearbeitet.

In sieben Kapiteln stellt er kundig und umfassend den *Körper Gottes nach dem Ende der Antike*, in der *jüdisch-christlichen Bibel und bei den frühen christlichen Theologen*, bei *antiken Götterstatuen*, im Verhältnis zu den *Körpern der Seelen in der Spätantike* und zur *spätantiken jüdischen Mystik* dar. Er fragt außerdem nach dem Körper Gottes in der *spätantiken christlichen Theologie* und schließlich in seinem *Verhältnis zur antiken Christologie*. Wen diese Themen nicht interessieren, kann an dieser Stelle getrost aufhören zu lesen.

Die Wenigsten werden das Buch ganz lesen, auch wenn der eigentliche Text ohne Endnoten und Literatur nur 431 Seiten umfasst und obwohl es nebenbei die gesamte Religionsgeschichte des alten und antiken Orients mitverarbeitet. Wer Grundsatzliteratur lesen möchte, ist mit dem Buch gut bedient. Was bringt es aber zu seinem eigentlichen Thema?

Auch wenn uns das Judentum als Wiege des Monotheismus geläufig ist, transportiert der Tenach doch die materialistischen Vorstufen dieses Glaubens: „Die hebräische Bibel spricht von einem JHWH in Hebron (2 Sam 15,7) und einem JHWH in Zion (Ps 99,2) und eine Stele in Bethel wird „in gewisser Weise als Sitz eines als Materie in Raum und Zeit gedachten Gottes angesprochen“ (50). Das Fazit lautet, „dass sowohl die Hebräische Bibel als auch ihre griechische Übersetzung durch eine reiche Verwendung von Körperbegriffen für Gott charakterisiert sind, die ursprünglich nicht allegorisch oder metaphorisch gemeint waren“ (52).

Natürlich darf in einer solchen Arbeit die erste Kritik an der menschenähnlichen Körperlichkeit Gottes nicht fehlen. Sie stammt nicht aus der jüdischen Tradition des Bilderverbotes, sondern vom griechischen Philosophen Xenophanes: „Doch wenn die Ochsen und Rosse und Löwen Hände hätten oder malen könnten mit ihren Händen und Werke bilden wie die Menschen, so würden die Rosse rossähnliche Göttergestalten malen und solche Körper bilden wie jede Art gerade das Aussehen hätte.“

Platon entwickelt diese schwer von der Hand zu weisende Einsicht weiter zu einem rein geistigen körperlosen Gott; diese Vorstellung sollte sich religionshistorisch durchsetzen und in allen monotheistischen Religionen kulturbildend sein. Für Christen und Juden noch prägender war jedoch Philo von Alexandrien: „Weder hat Gott eine menschliche Form, noch ist der menschliche Körper gottgleich“ (64), schreibt er. Wenn Markschies andere, vom Christentum „verdrängte“ antike Philosophien betrachtet, kommt der Leser aus dem Staunen nicht mehr heraus. Denn ähnlich wie Jan Assmann den Polytheismus als angeblich weniger gewaltförmige Gestalt der Religion aufs Schild hob (und das später revidieren musste), bricht der Verfasser zunehmend eine Lanze für Philosophien und Religionen, welche von einer göttlichen Körperlichkeit ausgehen, ohne die Problemlage systematisch zu reflektieren. Es kommt ihm nicht in den Sinn, dass sich historisch vielleicht die plausiblere Gottes-Vorstellung durchgesetzt haben könnte: Wo sollte ein körperlich gedachter Gott hausen und wie sollte er ewig und allmächtig – also göttlich – sein? Der Historiker Markschies kann sich das Ganze nur historisch erklären: „Man darf vermuten, dass Gott in der kaiserlichen Antike mindestens auch deswegen gleichsam um seinen Körper gebracht werden konnte, weil die epikureische Philosophie ein solches Konzept vertrat.“ (72)

Was ist die Intention und der Ertrag des umfangreichenden Buches? „Der in den biblischen Schriften bezeugte Gott kann nicht ohne substanzielle Verluste auf ein körperloses, schlechthin transzendentes Wesen reduziert werden, wie die Tradition einer von platonischer Philosophie geprägten Bibel-Interpretation schon in der Antike üblich ist.“ (419) Dass sich Markschies in einer offenbar anstehenden innerprotestantischen und jedenfalls verspäteten Debatte am insgesamt unangemessenen „Mythos-Begriff“ Rudolf Bultmanns abarbeiteten muss, sei eingeräumt. Und es spricht für die Belesenheit und ökumenische Offenheit des Verfassers, dass er die Wiedergewinnung der nicht platonistisch und neuthomistisch verstellen antiken Theologie bereits in der *Nouvelle Theologie* (und ihrer deutschsprachigen Rezeption durch Hans Urs von Balthasar) Mitte des 20. Jahrhunderts geleistet sieht. Es ist außerdem ein Verdienst von Markschies, die Wirksamkeit der christlichen Leibverachtung, die aus einer übertriebenen Mythen- und Körperkritik bestimmter philosophischer Strömungen und ihrer theologischen Rezeption entsprang, endlich auch als protestantisches Problem zu benennen (wenngleich eine entsprechende Kritik reformatorischer Schriften fehlt). Doch das Fazit –„Der Blick auf die Vorstellungen von Gottes Körperlichkeit zeigt ‚die Wahrheit des Mythos‘ und die Notwendigkeit der Entmythologisierung‘“ (426) – bleibt doch allzu vage.

Joachim Valentin

Klaus Viertbauer / Heinrich Schmidinger (Hg.)
Glauben denken
Zur philosophischen Durchdringung der Gottrede im 21. Jahrhundert

Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. 2016
407 Seiten
89,95 €
ISBN 978-3-534-26773-6

Das junge Christentum hat sich primär als eine Philosophie verstanden, und zwar im antiken Verständnis von Erkenntnislehre und Lebensführung. In diesem Sinn hat es sich als eine Alternative zu den philosophischen Schulen der Zeit präsentiert. „Ich zeige euch jetzt noch einen anderen Weg, einen, der alles übersteigt", ist bei Paulus an prominenter Stelle zu lesen – im Einleitungssatz zum Hohelied der Liebe in 1 Korinther 12,31b. Mit der Verchristlichung der Gesellschaft ist dieser Weg dann alternativlos geworden. Erst aus dieser religiös-politischen Einheit heraus hat seit dem Mittelalter die Philosophie im Westen zunehmend ihre eigene Autonomie gegenüber der Theologie gewonnen – ohne dabei zunächst ihre Ancilla-Funktion zu verlieren, nämlich die Vernünftigkeit des Glaubens zu belegen. „Recta ratio fidei fundamenta demonstrat", hat noch das 1. Vatikanische Konzil im Jahr 1870 geglaubt.

Zu dieser Zeit hat sich die Philosophie längst aus ihrem theologischen Dienst entlassen und in ihrer Freiheit pluralisiert, mehr noch: Der moderne Wissenschaftsbetrieb hat der Theologie einen Platz am Rand zugewiesen. Im besten Fall gesteht er ihr eine eigene Rationalität in einem streng begrenzten Zuständigkeitsbereich zu. Denn er sieht den Fortschritt des Wissens wesentlich darin, in der Forschung von Gott abzusehen: Theologie mag für spezifische religiöse Phänomene von Belang sein, aber nicht, weil eine Welt ohne Gott nicht vorstellbar wäre. Wer will, kann über Metaphysik nachsinnen, aber notwendig ist sie nicht.

Wie lassen sich unter diesen Voraussetzungen fides et ratio, Glaube und Vernunft zusammen denken? Vor nichts hat die Theologie innerhalb der scientific community mehr Sorge, als dass ihr Fideismus, also Irrationalität, unterstellt werden könnte. Woran aber soll sie ihre Rationalität messen? Macht sie sich nicht abhängig von den Zufälligkeiten dieses oder jenes philosophischen Trends, an dem sie ihr Maß nimmt? Kann sie überhaupt an Wissensformen Orientierung finden, die die Frage, ob es Gott gibt oder nicht, aus ihrem Rationalitätsverständnis heraus von vornherein methodisch ausklammern müssen? Diese Fragen wirft der Sammelband „Glauben denken" auf, ohne dass er sie dezidiert in den Fokus der Aufmerksamkeit rücken würde.

Vielmehr lässt er 16 verschiedene katholische Theologen – nur eine Theologin! – aus den Geburtsjahrgängen 1934 bis 1971 (mit Schwerpunkt auf den 1950er Jahrgängen) jeweils mit ihren Referenzphilosophien zu Wort kommen, alphabetisch in drei Kategorien sortiert: Subjektivität, Erkenntnistheorie und Gesellschaft. Über ihre Plausibilität ebenso wie über ihre Gewichtung – Schwerpunkt: Subjektivität

– ließe sich diskutieren. Es fällt auf, dass innovative theologische Köpfe fehlen, wie z.B. Margit Eckholt, Theresia Heimerl oder Doris Strahm, Daniel Bogner, Gregor Maria Hoff oder Magnus Striet, um nur einige wenige aus der deutschsprachigen katholischen Theologie zu nennen.

Im Ergebnis stellt der Band wie eine Anthologie Texte verschiedener Autoren und deren Werke vor. Selektivität ist in einem solchen Fall unvermeidlich. In seiner Einführung hebt K. Viertbauer (Philosoph an der Katholischen Privat-Universität Linz, der das Buch zusammen mit H. Schmidinger, Philosoph, Rektor der Universität Salzburg und bis 2015 Präsident der Österreichischen Rektorenkonferenz, herausgegeben hat) die „philosophische Durchdringung der Deutungsmuster bzw. Logifizierungsstrukturen von religiösem Glauben" als Ziel hervor. Auf diese Weise gelte es, „den Ort der Gottesbegegnung freizulegen und transparent zu machen" (13). Ohne weiteres nachvollziehbar wird die Textauswahl dadurch nicht.

Zu den Beiträgen im Einzelnen: Unter der – knapp die Hälfte des Buches füllenden – Kategorie „Subjektivität" kommen K. Appel, G. Essen, J. Hoff, K. Müller, H. Verweyen, S. Wendel und J. Wohlmuth zu Wort. K. Appel stellt den Heiligen Geist der göttlichen Trinität als Signatur des Offenen, des Fragilen und des Gefährdeten heraus und bezieht sich dabei insbesondere auf Agamben (während bspw. Benjamin keine Erwähnung findet). G. Essen leitet fragend den philosophischen Theismus vom christlichen Offenbarungsverständnis her und erklärt dieses zugleich – in Reminiszenz auf das Böckenförde-Diktum – zur Sinnprämisse für ein Verständnis des Menschen als einer Person in Freiheit, „das die Vernunft als solche nicht zu verbürgen vermag" (59). J. Hoff arbeitet im Kontrast zu einer szientistischen Wissenschaftsauffassung die doxologischen bzw. liturgischen Grundzüge unseres Wirklichkeitsverstehens (Danken und Loben, Eucharistie im griechischen Wortsinn als Erkenntnisquelle) heraus und beruft sich dabei vornehmlich auf Nikolaus von Kues. K. Müller stellt mit Berufung auf seinen philosophischen Kronzeugen Henrich und gegen naturalistische bzw. materialistische Auffassungen sein anspruchsvolles monistisches Panentheismus- bzw. All-Einheits-Konzept sowie einige damit verbundene theologische Implikationen am Beispiel der Christologie vor. H. Verweyen lässt die Genese-Schritte seiner an Fichte und einem Begriff letztgültigen Sinns orientierten bis in die 2000er Jahre entwickelten Christologie eines in unendlicher Geduld warten könnenden Gottes („Gottes letztes Wort") Revue passieren. S. Wendel – die einzige Theologin in diesem Band – geht in den Spuren von Müller und Verweyen sowie Pröpper den Möglichkeiten einer erstphilosophisch, der Idee des Unbedingten verpflichteten Theologie als Handlungswissenschaft, d.h. als Reflexion auf den Grund christlicher Praxis, nach. J. Wohlmuth vergleicht – im umfangreichsten Beitrag dieses Bandes – Pröppers theologische Anthropologie mit einem von Levinas inspirierten „Denkstil", der das Subjektverständnis radikaler vom Alteritätsgedanken her zu konzipieren und „die Idee des Unendlichen als eine ins Herz des Menschen gelegte Schöpfungsgabe" (189) nicht zuletzt in den interreligiösen Dialog einzubringen verstehen soll.

Unter der Rubrik „Erkenntnistheorie" finden sich die Autoren R. Faber, A. Kreiner, F. Ricken, Th. Schärtl und J. Werbick versammelt. R. Faber rekonstruiert die Grundelemente (Einheit und Vielfalt, Relationalität und Prozess) und die Rezeptionswege der „Prozesstheologie" Whiteheads – mit Fokus auf Claremont und die interreligiösen Potenziale – und wirbt für sein eigenes „theopoetisches" Konzept „apophatischer Liebe" der Mannigfaltigkeit, deren „poetischer Leib" die Welt ist (222). A. Kreiner thematisiert die Gottesfrage angesichts einer Pluralität von wahrheitstheoretischen Kontexten, in denen sie jeweils anders aufgeworfen ist, und erörtert anknüpfend an Nozicks Rationalitätsbestimmung Herausforderungen ihrer Bearbeitung, die sich dem Schlüsselproblem der Theodizee stellt und sowohl Relativismus als auch Fundamentalismus als auch Naturalismus die Stirn bietet. F. Ricken definiert mit Blick auf die biblische, die theologische, die mystische und die philosophische Form der Gottrede als Aufgabe von Religion und Theologie in einer pluralistischen Gesellschaft einerseits – wie Essen mit Bezug auf das Böckenförde-Diktum – die Sicherung jener Voraussetzungen des freiheitlichen, säkularen Staates, die dieser selbst nicht garantieren kann, und andererseits – im Sinn von Habermas – deren

Versprachlichung, die zu einer rational motivierten Verständigung beitragen soll. Th. Schärtl untersucht in Auseinandersetzung mit angloamerikanischen „philosophischen Gotteslehren“ gemäß der Aussagenlogik die Spezifik religiöser Überzeugungen sowie ihre Begründbarkeit fokussiert auf die Zuschreibung von Vollkommenheitsattributen, die mit dem Gottesbegriff verbunden sind, und favorisiert das „euteleologische“ Konzept eines ultimativen Guten, das sich im Universum realisiert. J. Werbick plädiert ausgehend vom unterschiedlich motivierten Wettbewerb um die richtige Behandlung der Gottesfrage in der Theologie für eine trinitätstheologisch geprägte Rede von der „Selbstinvolvierung“ bzw. „Anteilnahme“ Gottes am „Menschen-Dasein“ im Unterschied zu einer – von der kabbalistischen Tradition des „Zimzum“ bzw. von Kierkegaard inspirierten – Rede von der „Selbst-Zurücknahme“ Gottes.

Im – kürzesten – Abschnitt „Gesellschaft“ sind schließlich Beiträge von E. Arens, M. Knapp, P. Schmidt-Leukel und K. von Stosch zu finden. E. Arens unterscheidet anknüpfend an Habermas’ Theorie der kommunikativen Vernunft vier Weisen der religiösen Gottrede, die Rede von Gott (biblisch, bezeugend und bekennend), zu Gott (betend), über Gott (theologisch) und vor Gott (verständigend, öffentlich), die er von den Dimensionen der Erinnerung und der Verheißung geprägt sieht. M. Knapp zieht den Schluss, dass auch eine zu Pröppers subjekttheoretischer Freiheitskonzeption alternative Denkform auf der Basis einer philosophischen Theorie der Anerkennung im Paradigma der Intersubjektivität, wie sie bei Buber oder Honneth zu finden ist, den Ansprüchen eines Vernünftigkeitsnachweises des christlichen Glaubens genügen würde. P. Schmidt-Leukel argumentiert in Auseinandersetzung mit der atheistischen Kritik an der Vielfalt religiöser, sich wechselseitig ausschließender Wahrheitsansprüche (Montaigne: „Was ist das für eine Wahrheit, die an den Bergen aufhört und in der Welt dahinter als Lüge gilt?“) für eine interreligiöse Theologie im Rahmen einer pluralistischen Religionstheologie, wie sie Hick oder Smith entwickelt haben, die verstehen will, „worin die Wahrheit auf beiden Seiten jeweils liegt“ (376). K. von Stosch schließlich plädiert ausgehend von einer Definition religiöser Überzeugungen als „Ausdruck menschlicher Letztorientierung in Bezug auf die letzte Wirklichkeit“ (379) mit Referenz auf Wittgensteins „Über Gewissheit“ für den Aufbruch zu „komparativen und dialogischen Denkbewegungen“ (394), die „das Eigene im Fremden zu sagen“ (404) versuchen.

Unterm Strich folgen die Beiträge den breiten, modernen nordatlantischen Pfaden einer Verinnerlichung und einer Ethisierung des religiösen Glaubens. Dabei unterscheiden sie sich stark in ihrer Sorgfalt der Sprachgestaltung. Wie die vorbeifliegenden Landschaftsteile bei 250 Stundenkilometern im ICE werden Bruchstücke theologischer Modelle und Stile aufgetischt. Im besten Fall wird damit das Interesse geweckt, an der einen oder anderen Stelle auszusteigen – in der Hoffnung, Gegenden zu entdecken, die Lust auf mehr machen.

Bernhard Fresacher

Tomás Halík
Ich will, dass du bist
Über den Gott der Liebe
Aus dem Tschechischen von Markéta Barth
unter Mitarbeit von Benedikt Barth

Freiburg: Herder Verlag. 2015
286 Seiten
19,99 €
ISBN 978-3-451-34757-3

Tomás Halík hat sich seit einigen Jahren als theologischer Schriftsteller auf dem deutschen Buchmarkt etabliert. Der ehemalige tschechische Untergrundpriester und Havel-Freund, der Philosoph, Soziologe, Mystiker und Psychotherapeut besitzt eine der wenigen Stimmen von Gewicht, die aus dem Gebiet des ehemaligen Ostblocks in Sachen Religion und Spiritualität auch bei uns im Westen Gehör finden. In seinen Grübeleien, Reflexionen und Meditationen „Geduld mit Gott" und „Nachtgedanken eines Beichtvaters" sowie „Nicht ohne Hoffnung" (vgl. Eulenfisch Literatur 1/2015) variiert er wie auch in seiner Autobiographie „All meine Wege sind dir vertraut" ein einziges Grundthema: Wie finde ich nach dem Zusammenbruch der Metaphysik, in einem Zeitalter des Agnostizismus und Atheismus, des säkularen Humanismus, aber auch des neuen Fundamentalismus einen Zugang zu dem Geheimnis, das der biblisch inspirierte Glaube „Gott" nennt?

In dem schon 2012 auf Tschechisch veröffentlichten „Ich will, dass du bist" mit dem Untertitel „Über den Gott der Liebe" möchte Halík zunächst aufzeigen, dass der Glaube wesentlich Wagnis und Weg („Methode") ist. Säkularität wird als Chance begriffen, das Proprium der christlichen „Option" – um nichts anderes kann es sich nämlich angesichts der Mehrdeutigkeit der Wirklichkeit handeln – deutlicher zu akzentuieren, als es in einer christentümlichen Kultur jemals möglich war. Halík zufolge leben wir in einer Epoche des „Karfreitag" – einem Zeitalter der Verborgenheit und des Schweigens Gottes, einem Saeculum der Agonie des Glaubens für atheistische Zeitgenossen, einem Zwischenstadium der Hoffnung hingegen für diejenigen, die von Gott noch ein „zweites Wort" erwarten: „Glaubenskrisen sind ein wichtiger Bestandteil der Kommunikationsgeschichte, unserer Kommunikation mit Gott." (39) Dazu gehören Halík zufolge auch „Durchhänger" (226), die sowohl das individuelle Glaubensleben wie auch die Glaubenskultur eines Zeitalters prägen müssen, wenn Glaube reifen und nicht verwechselt werden soll mit dem, was Menschen sich als Idol jeweils ausdenken.

Wer die vorhergehenden Bücher von Halík kennt, wird sich u. U. über die zahlreichen Wiederholungen ärgern: das Lob für den klassischen Atheismus als Anweg zu Gott, die Kritik an den Fundamentalisten, die mit ihren schnellen Antworten die absolute Transzendenz Gottes antasten, die Auseinandersetzung mit dem „oberflächlichen Zeitgeist" und seinem seichten Kult der Authentizität, der in Fastfood-Manier mit den Komplexitäten des Lebens und des Glaubens fertig werden möchte, die Vorliebe für die großen „Existenzialisten" im Glauben – Abraham, Paulus, Augustinus, Meister Eckhart, Pascal, Kierkegaard – und das „Hohelied" auf den großen „Propheten" und das Einsiedler-Vorbild Nietzsche, den furchtlosen und jakobs-

gleichen „Ringer mit Gott“. Der Rezensent hingegen erfreut sich an den für Halík typischen einprägsamen Sprachbildern, die biblische Motive mit existenziell bedeutsamen „Wegerfahrungen“ des modernen „Zachäus-Menschen“ verknüpfen und so etwas wie einen Schlüssel für eine das Leben erschließende Meditation der Heiligen Schrift liefern: „Ein Jünger Jesu darf sich nicht davor fürchten, auf dem Wasser zu gehen“ (29) – ja, anders kann man den sich abzeichnenden Zusammenbruch des Kulturchristentums sowie den viel zu optimistischen Versuchen, „positive Theologie“ zu treiben – eine Spitze gegen den lehramtlichen Neuthomismus – wahrscheinlich nicht begegnen.

Über die Liebe bzw. den Gott der Liebe spricht Halík auch – freilich muss der Leser den roten Faden suchen. In lockerer Anbindung an zeitdiagnostische Exkurse wird Jesu „Innovation“, die „untrennbare Verbindung von Gottesliebe und Nächstenliebe“(53) entfaltet. An Christus lernt der Mensch, die Angst zu überwinden, diese alles beherrschende Macht, welche sich als besitzergreifende Liebe zur Welt („Begierde“) manifestiert und die freie Hingabe an die Welt und ihre Erfordernisse verhindert. An ihm lernt der Mensch die „eschatologische Geduld“ angesichts des Bösen und Kontingenten in der Welt. Der Mitmensch ist – so Halík in Anlehnung an Lévinas und die Bibel – eine „Brücke zu Gott“, insofern er das „physische Du“ der Liebe ist, in welcher der ganz Andere erfahrbar wird. Die Liebesbeziehung ist ein „Handlungsplatz der Transzendenz“ (134): „Die Liebe ist so zutiefst menschlich, dass sie wie nichts anderes von der Tiefe zeugt, in der der Mensch mehr als ein Mensch ist, in der der Mensch sich selbst übersteigt.“ (265) Die Liebe ist also letztlich eschatologisches Zeichen, ein „Vorgeschmack der Ewigkeit“ und Anteil an der Liebe des Ewigen zu seiner Schöpfung.

Der Tscheche in Tomás Halík weiß, dass Totalitarismus und Säkularismus die Sehnsucht nach Gott nicht töten können. Der Europäer in Halík möchte das kostbare kulturelle Wissen aus christlichem und säkularem Humanismus bewahren. Der Christ Halík ist überzeugt: Wo Glaube, Hoffnung und Liebe in und unter den Menschen sichtbar werden, ist Gott anwesend – selbst dann, wenn die derzeitige Gestalt des Christentums an ihr Ende kommen sollte.

Günter Nagel

Martin Schleske
Herztöne
Lauschen auf den Klang des Lebens

Asslar: adeo Verlag. 2016
249 Seiten
22,99 €
ISBN 978-3-86334-076-6

„Der Ton der Musik ist nicht wie der Ton des Wortes dem Schweigen entgegengesetzt, er ist dem Schweigen parallel. (…) Musik ist Schweigen, das, träumend, anfängt zu tönen." Mit diesen Worten von Max Picard ließe sich auch die Intonation des vorliegenden Buches beschreiben. Nach Der Klang. Vom unerhörten Sinn des Lebens (2010) und Klangbilder. Werkstattgedanken (2011), nähert sich Martin Schleske, Geigenbauer und diplomierter Physikingenieur, mit Herztöne. Lauschen auf den Klang des Lebens (2016) erneut den wechselvollen Rhythmen von Handwerk und geistlicher Lebenskunst. In acht Kapiteln, die wie symphonische Sätze abwechslungsreich und spielerisch ein Motiv aufgreifen und variieren, nimmt Schleske den Leser bei der Hand und führt ihn in sein Atelier, das ihm Arbeits-, Klang- und Gebetsraum gleichermaßen ist: „Meine Arbeit an der Werkbank und im Labor ist Gebet." (91. Etwa 20 Instrumente, Geigen, Violoncelli und Bratschen fertigt er hier pro Jahr – stets auf der Suche nach dem „heilsamen Klang" und der Spur Gottes in allen Dingen und Begegnungen: „Das Schönste am Geigenbau ist nicht der Bau selbst, sondern das Gefühl, den Klang eines Menschen zu spüren. Die Stimme dieser Geige wird der Gesang einer Seele sein." (76) Jedes Instrument ist für ihn eine individuelle Klangskulptur, die schrittweise und unter dem Blick der Gnade entsteht. Von den Hochlagen der Bergwälder, in denen er nach dem richtigen Holz sucht, bis zum Auspolieren des letzten Lackanstrichs überlässt er sich und den Werdegang eines Instrumentes der Divise: Barmherzigkeit mit dem Gegebenen und Ehrfurcht vor dem Gebotenen. Während eine Konstruktion ein unerbittlicher Plan sei, den das Material erfüllen müsse, stehe bei einem Schöpfungsakt die Frage im Raum, welche Möglichkeiten dem gegebenen Holz verheißen sind. Ein Grundsatz, nach dem er seine Geigen baut, und ein Leitmotiv, das für ihn erfülltes Menschsein beschreibt: Vertrauen haben in das, was wachsen will.

Mit großem Einfühlungsvermögen und in eigener Formensprache erzählt der Verfasser, wie sich mechanische Arbeitsschritte mit der spirituellen Dimension des beseelten Schaffensprozesses verbinden und wie ihm Werkzeuge und Handgriffe zu Metaphern des Glaubens werden: „Als Geigenbauer weiß ich: Jedes Holz hat seinen Faserverlauf, seine Geschichte, seine Eigenheiten und Verletzungen. Das muss ich spüren, um das Holz zum Klingen zu bringen. (…) [Barmherzigkeit] ist die eigentliche Schöpfungskraft, die alles heiligt, was sie berührt: unsere krummen Fasern, unsern Drehwuchs, das Reaktionsholz, das sich um schwierige Umstände gebildet hat, die Abhölzigkeit – all das, was nicht perfekt ist. Ich weiß als Geigenbauer ein Lied davon zu singen." (31)

Schleske versteht sein Handwerk, seine Texte und Holzschnitte als Übungen eines hörendes Herzens, als Tastversuche eines gläubigen Menschen: „Du hörst nur das, was du beherzigst. Etwas zu ‚beherzigen', ist vielleicht das schönste Wort für ‚glauben'. Denn es bedeutet, du gibst den Dingen, die du erkannt hast, in deinem Herzen und in deinem Handeln einen Raum. (…) Hören ist nicht Nachdenken, sondern innige Begegnung." (266) Seine Gedanken kommen nicht lautstark daher. Sie haben nichts Demonstratives, auch wenn sie stark affirmativ formuliert sind. Musik und Religion, Arbeit und Gebet, Hl. Schrift, jüdische und christliche Tradition erfährt er als Resonanzraum der Gegenwart Gottes, dem er sich zuneigt und in dem er sich beheimatet und geborgen weiß: „Es gibt einen Klang, der einen süchtig macht, weil er so stimmig ist. (…) Wie der Klang der Geige, so ist auch der Klang des Lebens. (…) Wie der Dialog zwischen Bogen und Saite, so ist auch das Wechselspiel mit Gott. (…) Wir werden von Gott gespielt und dieser Welt geschenkt. Es ist wie die Musik, die sich dem Instrument schenkt, obgleich es doch das Instrument ist, das sie spielt." (321-323)

Herztöne ist ein ruhiges, kontemplatives Buch. Die Kunst des Instrumentenbaus tritt zunehmend in den Hintergrund; spirituelle Meditationen und Wegweisungen dominieren. Angereichert wird der Band durch ausdrucksstarke schwarz-weiße Fotos, die von der Sinnlichkeit des Handwerks zeugen und zum lauschenden Betrachten einladen. „Der Musiker und sein Instrument sind nicht gleich, aber im gemeinsamen Klang werden sie eins" (325). Schleske lauscht und ahnt, dass in den feinen Nuancen, in der „Stimme verschwebenden Schweigens" (Martin Buber) das Herz Gottes schlägt. Er wird still, legt das Ohr daran – und hört es pochen.

Sr. Raphaela Brüggenthies

Reiner Sörries
Ein letzter Gruß
Die neue Vielfalt der Bestattungs- und Trauerkultur

Kevelaer: Butzon & Bercker Verlag. 2016
200 Seiten m. s-w Abb.
17,95 €
ISBN 978-3-7666-4286-8

Nach „Alternative Bestattungen" im Fachhochschulverlag Frankfurt, nach „Ruhe sanft. Eine Kulturgeschichte des Friedhofs", ebenfalls im Verlag Butzon & Bercker erschienen, und wie in zahlreichen weiteren Schriften rund um die Sepulkralkultur verabschiedet Reiner Sörries mit „Ein letzter Gruß" Friedhof und Grab in ihrer überkommenen Gestalt bzw. Verbindlichkeit und interpretiert die „neue Vielfalt der Bestattungs- und Trauerkultur" in zwölf Kapiteln.

In seinem neuesten Sachbuch ist hierbei die These leitend, dass die gesellschaftlichen Megatrends auch die Sterbe- und Trauerkultur fundamental beeinflussen und insbesondere das Konzept der Diversity dazu geeignet erscheint, den rasanten Wandel der Abschiedskultur in den vergangenen dreieinhalb Jahrzehnten zu erklären. Nicht mehr der Gedanke einer Gleichheit aller Menschen im Tode und ein einheitliches Lebensmodell würden demnach das Bestattungs- und Trauerverhalten prägen (in Form von Reihen- oder Familiengrab), sondern der Gedanke der Individualität und des individuellen Gedenkens. Ausdruck dieser Individualität sei jedoch nicht, dass jeder anders trauert, so Sörries, „sondern wir trauern im Kontext unserer Verschiedenheit, die uns von vielen unterscheidet, aber mit manchen ähnlich sein lässt" (8, Hervorhebung im Original). Das heißt, Menschen fügen sich heute nicht mehr in ein gesamtgesellschaftlich vorgegebenes, weitgehend einheitliches und eindimensionales Trauerverhalten ein, sondern entwickeln gruppenspezifische Trauerrituale bzw. übernehmen die Praxis jener Gruppe, der sie sich zugehörig fühlen. Diese diversifizieren sich nach Gender, Alter, Handicap, Status, Religion bzw. Weltanschauung, sexueller Orientierung und/oder Herkunft, so dass es nun Grabstätten für Fußballfans, Waldbegräbnisse für Naturfreunde,

Gemeinschaftsgräber für Frauen, Grabfelder für Alewiten, Gedenkorte der Digital Natives im World Wide Web, den bewussten Verzicht auf ein Grab bei Alleinstehenden etc. gibt. Grab und Trauer hätten so, wenn auch in neuer Gestalt, an Bedeutung eher gewonnen. Dabei seien wesentliche Impulse für die Entwicklung eigener, gruppenspezifischer Rituale bzw. Formen und das Aufbrechen der für viele Menschen nicht mehr tragfähigen überlieferten Praxis von den (einstigen) Rändern der Gesellschaft, von diskriminierten Gruppen oder ausgeblendeten Schicksalsgemeinschaften wie AIDS-Patienten, Homosexuellen, verwaisten Eltern etc. ausgegangen. Die Gefahr, durch das Diversity-Konzept als Folie Stereotypen bzw. Klischees zu (re-)produzieren (z.B. 41: „Weil [Frauen] etwas vom Lebensanfang wissen, ist ihnen auch das Lebensende vertrauter."), deutet Sörries hierbei zumindest an.

Insgesamt ist „Ein letzter Gruß" flüssig geschrieben und gut zu lesen. Überschaubar bleiben die (Einzel-)Belege für die Ausführungen und Thesen, denn der Verfasser schöpft aus seinen langjährigen Beobachtungen und seinem Wissensschatz als Direktor des Museums für Sepulkralkultur in Kassel, dessen Leitung er nach fast 25 Jahren Ende 2015 abgegeben hat. Das Buch ist professionell lektoriert, allein der Schutzumschlag trägt einen anderen Buchuntertitel als das Titelblatt.

Die Besprechung des Buches ist im „Eulenfisch" insofern gut aufgehoben, als die Lektüre vor allem auch kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sehr zu empfehlen ist. Wie Sörries eingangs nachzeichnet, haben die deutschen Bischöfe mit ihren Hirtenschreiben 1994, 2005 und 2011 den Wandel in der Bestattungskultur zeitnah beschrieben, aber doch eher auf diesen reagiert, als ihn zu gestalten bzw. noch gestalten zu können. Das Buch und dessen Analyse fordern die Kirche hier implizit zum Weiterdenken auf: Soll sie ihre Bestattungspraxis und vor allem auch ihre konfessionellen Friedhöfe milieuspezifisch konturieren und/oder will sie ihre Angebote noch viel deutlicher als bisher differenzieren und diversifizieren? Und wie kann es ihr ggf. noch gelingen, die „neue Vielfalt" prägend zu umfassen („katholikós"), oder muss sie sich vielmehr realistisch eingestehen, längst nur noch ein bescheidener Akteur unter vielen innerhalb einer mittlerweile sehr bunten Trauer- und Abschiedskultur zu sein?

Dirk Preuß

Reiner Sörries
Vom guten Tod
Die aktuelle Debatte und ihre kulturgeschichtlichen Hintergründe

Kevelaer: Butzon & Bercker Verlag 2015
191 Seiten
17,95 Euro
ISBN 978-3-7666-1945-7

Reiner Sörries, Theologe, Direktor des Museums für Sepulkralkultur und Professor für christliche Archäologie in Erlangen, versucht mit einer Kulturgeschichte des guten Todes einen Beitrag zur individuellen Willensbildung und Orientierung auf dem schwierigen Feld der aktuellen Debatten zu den Themen Sterben, Sterbehilfe und Suizid zu leisten. Er erhebt mit seinem Buch nicht den Anspruch, „das Kriterium für den guten Tod gefunden zu haben" (10) – und begeht damit den Fehler, den Leser im Dickicht historisch-kultureller Deutungsmodelle zum guten Tod alleine zu lassen. Wenn er am Ende schreibt, dass es bei zukünftiger Gesetzgebung nur darum gehen könne, „einer Vorstellung der Mehrheit" (180) nachzukommen, bleibt er mit seinem Buch hinter dem Ziel zurück, das die Reihe angibt, in der es erscheint: Orientierung durch Diskurs.

Dabei sind seine Ausflüge in die Kulturgeschichte streckenweise durchaus erhellend und bereichernd. Im Sozialismus wurde der gute Tod etwa nur vor dem Hintergrund der sozialistischen Gemeinschaft gesehen, was sich daran zeigt, dass der Tote auf Trauerfeiern in seiner Funktion für das höher stehende Kollektiv gedeutet wurde. Der Tod war im Sozialismus gut, wenn die „Spur des Wirkens [...] im Bewusstsein und Werk der Lebendigen [eingezeichnet bleibt]." Im Unterschied dazu steht die Angst vor einem frühzeitigen Sterben im Mittelalter, wo der gute Tod notwendig mit der Spende der Krankensalbung und der Eucharistie verbunden war. Auch Heilige wie Christophorus, Maria, Josef und Jesus konnten als Schutzmächte im Sterben Beistand geben. Der heute oft beschworene Wunsch nach einem schnellen und plötzlichen Tod war dazumal nicht wünschenswert. In der Renaissance änderte sich dann allmählich der Fokus vom Seelenheil auf den Wert des persönlichen und individuellen irdischen Lebens. Das irdische Leben wird erinnerungswert; die Erinnerungskultur keimt in dieser Zeit auf.

Ob das Ideal des souveränen Sterbens in der Reformationszeit, die Entstehung des Motivs des Todes als Sensenmann im Zeitalter des Barock oder der Deutungswandel vom Schreckenstod zum sanften Schlaf in der Aufklärung – der Leser findet an vielen Stellen Wissenswertes über die Weise, wie der gute Tod verstanden wurde. Eindrücklich sind die Schilderungen zur Skandalisierung des Todes im 20. Jahrhundert durch den Existenzialismus. Über die Pervertierung des Euthanasiegedankens durch die Nationalsozialisten, die wertvolles Leben an den Nutzen für die Rasse knüpften, geht der Autor schließlich auf aktuelle Diskussionen zur Sterbehilfe ein und endet mit einem Blick auf die Frage nach der Entdeckung der Unsterblichkeit im Transhumanismus und Posthumanismus.

Die streckenweise wissenswerten Einsichten werden jedoch zu oft unterbrochen von holzschnittartigen Skizzen, die den darzustellenden Sachverhalten meines Erachtens nicht gerecht werden. Wenn Sörries der Einstellung zur Sterbehilfe in den Weltreligionen nur etwas mehr als drei Seiten widmet, dann kann die Darstellung nicht sachgerecht sein. Das größte Defizit des Buches liegt jedoch in der Unentschiedenheit der ethischen Sicht des Autors. Selbstverständlich verdankt sich die Einstellung zum guten Tod immer einem kulturellen Lern- und Deuteprozess. Doch dabei kann nicht stehen bleiben, wer orientieren will. Denn Orientierung geben nur Werturteile, die sich nicht aufheben, indem man auf die Geschichtlichkeit und den Wandel von Deutungen verweist. Wie soll ich denn wissen, ob die „Vorstellung der Mehrheit" (180) überhaupt richtig und gut ist? Allein die Mehrheit gibt ja in ethischen Fragen nicht recht.

Das Buch will Orientierung durch eine möglichst neutrale kulturgeschichtliche Sicht geben, was nicht gelingen kann. Wenn Sörries am Ende meint, dass überzeitliche Antworten zum guten Tod nie gefunden werden und jede Gesellschaft lernen müsse, dass solche Fragen ganz individuell zu beantworten seien, dann stellt sich die Frage, ob dann überhaupt noch etwas allgemein bewertbar ist. Wie kann, wer einen solchen Rat ernst nimmt, überhaupt noch von Gut und Schlecht sprechen? Dabei vertritt der Autor selbst durchaus eine eindeutige Position, die man gerne deutlicher ausformuliert gefunden hätte: „Ach, wenn diese Maßstäbe (Autonomie und Menschenwürde) doch tatsächlich überall angewandt würden." (162) Autonomie und Menschenwürde sind echte Kriterien, die dem Handeln eines Staates, einer Gesellschaft und jedem Individuum Orientierung geben. Sie sind zwar kulturgeschichtlich gewachsen, doch besitzen sie in sich einen Wert, der gilt, weil er gut ist.

Johannes Lorenz

Markus Grimm
Wo bitte geht's zum Leben?
Die Erfahrung des Absoluten und die Kraft der Kunst

Würzburg: Echter-Verlag. 2016
199 Seiten
14,90 €
ISBN 978-3-429-03040-0

Der Autor verspricht, endlich einmal ein nicht wissenschaftliches Buch vorzulegen. Ihn interessiert nur die große Linie, also Alles und mehr, und das offensichtlich mit therapeutischer, lebensreformerischer Absicht.

Das ist ungefähr der Augenblick, in dem ein durchschnittlich Normaler das Buch zum Feuermachen bestimmt. Nun kommt noch hinzu, dass der Autor einen enervierenden Stil bemüht, mit Flapsigkeiten und vielerlei Fragen („Was halten Sie davon?", „Was ist hier geschehen?" – gar: „Wer war das? Stehenbleiben, Hände hoch!"), die selten beantwortet werden.

Dabei ist das Heft durchaus ernsthaft gemeint. Es ist nur cool gestylt. An dieser Stelle sei zugegeben, dass die Meute der Philosophen und Theologen genau damit ihre Probleme hat: Da anzukommen, wo der Zeitgeist rumort. Nimmt man einmal an, das Ärgerliche an diesem Buch sei genau das, was einem an Zeitgemäßheit fehlt, dann könnte das Werk durchaus eine nähere Betrachtung verdienen. Also: Augen zu vor dem Stil und durch … zu den behandelten Sachen.

Es fällt auf, dass ungewöhnlich viele Themen angesprochen werden. Grimm beginnt mit dem (naturreligiösen?) „archaischen Bewusstsein", dem Gehirn und der Behauptung, Religion sei ganz natürlich. Der Gegenstand der Religion wird als das gezielt zur Erfahrung gebrachte Heilige identifiziert und dessen zeitliche Form aufzuzeigen versucht: Religion und Mythos werden ins Verhältnis gesetzt, das Verhältnis von Vernunft und Glaube ins Lächerliche gezogen. Mystik wird in ihrer esoterischen/hinduistischen Variante stark gemacht; folglich ein personales Gottesbild abgelehnt (schließlich kann man über einen Gott, der etwas von der Welt will, nicht gehörig verfügen). Der Monotheismus wird als sinnlos und latent verlogen beschrieben. Der Begriff der Sünde und letztlich wohl auch des Karma werden als dual und deshalb irrelevant für die Beschreibung und Therapie des Heiligen erörtert. Alle Begriffe von Heilung, Erlösung o.Ä. werden als dual verworfen, stattdessen der Begriff der unio mystica jenseits der Gegensätze gesucht. Den Theologen wird empfohlen, statt Hirn-Lego zu spielen lieber die Erfahrung der unio zu suchen. Entscheidend sei nämlich das Leben. In einer abschließenden Lesemeditation entdeckt man das schimmernde Innere seines warmen Körpers; das sei das Heilige:

Die (knappe und gutgemeinte) Liste der zentralen Aussagen führt zur Vermutung: Das Problem des Textes ist nicht nur die flapsige Sprache – auch, dass den Inhalten Gewalt angetan wird. Dabei fällt auf, dass nicht wenige Stellen und Überlegungen auf Anhieb zutreffend sind, viele sich überdies ausgesprochen religionsfreundlich anhören – und gleichzeitig das Endergebnis entsetzlich banal ist: Das warme Gefühl im Bauch sei das erfahrene Heilige, also Religion.

Noch eine knappe und gutgemeinte Liste: Christen wird bei dieser Art von neuheidnischen Meditationstexten auffallen, dass die Anderen (Nächsten) keinen Platz finden; dass die Verleiblichung ausgesprochen leiblos ausfällt und entsprechend künstlich anmeditiert werden muss; dass eine kämpfende und feiernde Gemeinschaft der Glaubenden ersatzlos gestrichen ist; dass die Schatten des Lebens sich mit einem logischen Kniff nicht eliminieren lassen.

Heribert Löbbert

Deutsche Yeziden

Der Koran für Christen Mohammed

Vater im Glauben

Hermann-Josef Frisch
Der Koran für Christen
Gemeinsamkeiten entdecken

Freiburg: Herder Verlag. 2016
255 Seiten
19,99 €
ISBN 978-3-451-34845-7

Die Quelle und gleichsam das Fundament des Islam ist der Koran. Als die Urkunde der Offenbarung Gottes ist der Koran, dem Propheten Muhammad durch den Engel Dschibrîl (Gabriel) Wort für Wort vermittelt, für die Muslime das ungeschaffene Wort Gottes, die Mitte und das Zentrum des Islam. Der Koran ist für die Muslime in Leben, Lehre und Kult eine allumfassende Glaubens- und Lebensordnung. Als Heilige Schrift gehört der Koran den Muslimen, weil er aber als Schrift jüdisches und christliches Erinnerungsgut in sich birgt, kann der Koran Nichtmuslimen nicht gleichgültig sein. Unter Beachtung dieses Kontextes weist die aktuelle Koranforschung nach, dass der Korantext mehr denn je als ein wichtiges Vermächtnis der Spätantike an Europa geachtet werden muss.

Wer die Muslime und den Islam verstehen möchte, der muss das Heilige Buch der Muslime, den Koran, lesen und zu verstehen versuchen. Hermann-Josef Frisch eröffnet mit seinem Buch Zugänge zum Koran und seiner Botschaft. Das Buch möchte, so der Autor, einen Beitrag dazu leisten, dass ein besseres Verständnis über die Religionsgrenzen hinweg möglich wird.

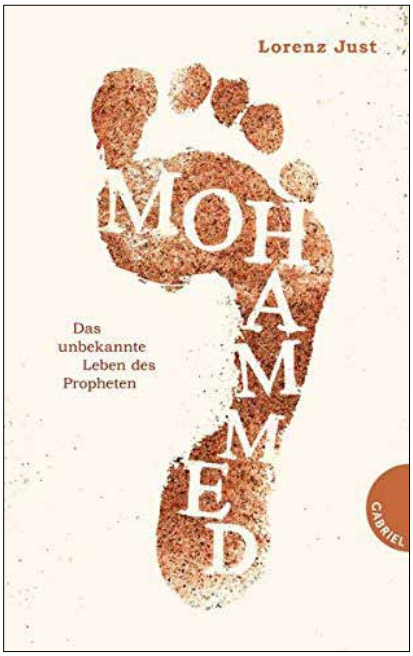
Ausführlich wird nach einer Einleitung mit der Darlegung der Barmherzigkeit Gottes über die Entstehung des Korans als Buch und Offenbarungsschrift informiert und folgende Themen – Glaubensleben der Menschen, die Propheten und das Jenseits – behandelt. Mit einigen Gedanken zum Koran als „ein Liebesbrief Gottes“ an die Menschen beendet der erfahrene Religionspädagoge Hermann-Josef Frisch sein Buch, das, verständlich geschrieben, Koran und Bibel miteinander ins Gespräch bringt. Gemeinsames von Bibel und Koran wird schön vom Autor herausgearbeitet und Trennendes – begrenzend und bereichernd – klar benannt.

Wer als Christ – mit der Bibel im Gepäck – bei einer ersten Entdeckungsreise den Koran kennenlernen möchte, um zu einem tieferen Verständnis des eigenen wie des anderen Glaubens zu kommen, dem kann dieses lesenswerte Buch zur Vorbereitung empfohlen werden.

Günter Riße

Lorenz Just
Mohammed
Das unbekannte Leben des Propheten

Stuttgart: Gabriel Verlag. 2015
240 Seiten
16,99 €
ISBN 978-3-522-30421-4



Der Autor der vorliegenden Biografie des Propheten des Islams ist ein studierter Islamwissenschaftler und findet – soweit das Internet dafür auskunftsfähige Indizien liefern kann – seine Berufung in der Literatur. Die Freude am Erzählen, sogar am Erdichten, merkt man dieser Mischung aus Quellenzitaten, erzählten Filmsequenzen, Dichtung und islamwissenschaftlichem Grundlagenreferat an.

Lorenz Just nähert sich dem Thema mit wohlwollendem Interesse, ohne persönlich voreingenommen zu sein, und im besten Sinne naiv. Er beschreibt, was aus heutiger Perspektive der Rechtfertigung, der Begründung aus den historischen Umständen oder der kritischen Deutung bedürfte – wie Muhammads Kriegsführung oder sein Umgang mit den Angehörigen anderer Religionen. Er blendet die gesamte Debatte um die Historizität Muhammads aus (Kalisch, Luxenberg und Ohlig), nimmt das islamische Selbstzeugnis an und gibt es für den nichtmuslimischen Leser wieder. Er unterstützt seine Leser sogar mit den Basics, indem er Termini der Islamwissenschaft wie Hadith, Dschahiliyya, Dschihad, Tafsir- und Tawilliteratur mit der Problemstellung verknüpft. Gegen alle im Dialog angemahnten Differenzierungen spricht er ungeniert von „Prophet“ und von „Offenbarung“.

Inhaltlich folgt Just der Prophetenbiografie Ibn Ishaqs. Er zitiert sie wörtlich, und er lässt sich von ihr zu kenntnisreichen Exkursen inspirieren. Dabei spürt man sein Anliegen, das Verhältnis der drei monotheistischen Religionen auf der arabischen Halbinsel zu verstehen und ihre bis heute andauernden Konflikte zu erklären. Die Authentizität Muhammads zu erfassen, insbesondere in Konkurrenz zu den Propheten der Vorgängerreligionen, treibt den Autor an.

Es gelingt Just, Muhammad ganz nah und unmittelbar an den Leser heranzuziehen. Sätze wie „So hatte er gelernt, dass er nicht etwa der erste Gesandte Gottes war“ machen Muhammad zum Kumpel, und Aussagen wie „seine göttlich inspirierte Kamelstute“ reduzieren den Zugang zu Muhammad um viele intellektuelle Hindernisse. Bei alldem weiß Just sehr wohl um die Problematik des Anspruchs der Augenzeugenberichte, was die Deutung der Sprachbilder als Allegorien oder Parabeln verbietet. Dennoch bietet er sie ab und zu an und baut damit Brücken für Verstehen und Verständnis.

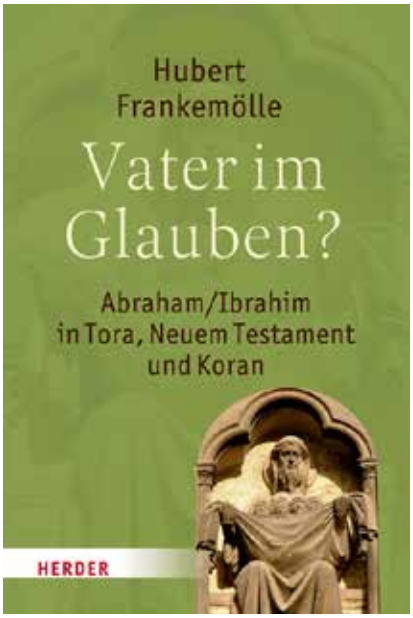
Es ist etwas Besonderes, wenn sich in Deutschland, da die Lehrstühle vorzugsweise mit gläubigen Muslimen besetzt werden, ein junger, noch nicht etablierter nichtmuslimischer Islamwissenschaftler dazu entschließt, eine Biographie des Propheten des Islams zu verfassen. Auch als Gegenentwurf zu bissigen Karikaturen präsentiert sich das Bild, das Just entworfen hat.

Lesungen aus diesem Buch bietet der Autor mit dem Hinweis an, sie seien ab 16 Jahren geeignet. Wenn wir uns dieser Empfehlung anschließen, dann nicht, weil das Buch für Jüngere nicht geeignet erscheint, sondern weil wir in den Schülern und Schülerinnen der Mittelstufenklassen die Adressaten sehen. Flüssig zu lesen, klare Darstellung der Sachverhalte, eine bunte Mischung der Quellen und erzählerischen Passagen mit wertvollem Faktenwissen angereichert – das sind die Qualitätsmerkmale dieser Biographie.

Barbara Huber-Rudolf

Hubert Frankemölle
Vater im Glauben? Abraham/Ibrahim in Tora, Neuem Testament und Koran

Freiburg: Herder Verlag. 2016
520 Seiten m. farb. Abb.
34,99 €
ISBN 978-3-451-34911-9



Für die drei Buchreligionen Judentum, Christentum und Islam ist die Gestalt Abrahams von grundlegender und besonderer Bedeutung. Die Berufung auf Abraham als den „Vater des Glaubens" wird in den Dokumenten zum interreligiösen Dialog und in der interreligiösen Begegnung immer wieder benannt und besonders hervorgehoben. Aber ist Abraham für Juden, Christen und Muslime wirklich der gemeinsame Vater im Glauben?

Diese Frage treibt den im christlich-jüdischen Dialog wie im Trialog (Judentum, Christentum und Islam) hoch- und wertgeschätzten Neutestamentler Hubert Frankemölle in seiner neuesten Publikation um. Nach einem Vorwort lotet der Verfasser zunächst den Raum des umfassenden Themas aus und benennt sodann die methodologische Verortung wie die methodologischen Grunddaten seines Vorhabens, die Bedeutung Abrahams/Ibrahims in der Tora, im Neuem Testament und im Koran zu durchdenken und im jeweiligen literarischen und zeitgeschichtlichen Kontext auszulegen.

In einem ersten Angang untersucht Frankemölle alle Abrahamsstellen in der hebräisch-jüdischen Bibel. Folgerichtig und eigens behandelt wird die Gestalt des Abraham in der griechisch-jüdischen Bibel, der Septuaginta. In einem weiteren Schritt wird das sich verändernde Abrahamsbild im Neuen Testament, in den Briefen und in den Evangelien, entfaltet. Kurz und prägnant benennt der Autor dann die „Rezeption des biblischen Abraham-Bildes im Christentum außerhalb der Bibel bis Mohammed" und die „Rezeption des biblischen Abraham-Bildes im Judentum außerhalb der Bibel bis Mohammed" bei Philo von Alexandrien, Flavius Josephus und im rabbinischen Judentum.

Sachlogisch folgt das siebte Kapitel „Die Rezeption Abrahams im Koran". Im Koran spielt die Person des Abraham/Ibrahim eine wichtige Rolle, wie die zahlreichen Suren belegen, die der Verfasser akribisch listet und untersucht. Auch für den Koran gilt, dass die Rezeptionsgeschichte Abrahams nur im Licht der ureigenen muslimischen Aneignung und Transformation gesehen werden kann. Im Koran, so der Verfasser prägnant, hat „Abraham keine biblisch begründete theologische Normativität, keinen Eigenwert, sondern erhält seine Bedeutung aus der Bedeutung Mohammeds und der Deutung seiner Berufung und seiner Verkündigung. Abraham wird instrumentalisiert. Sein Name ist gebunden an Mekka und die muslimischen Riten. Dieser muslimische Abraham verbürgt über seinen Sohn Ismael die wahre Tradition. Die zeitgeschichtliche und religiöse, aber auch militärische Funktion Mohammeds bestimmt die Rezeption ausgewählter Abraham-Aspekte". (S. 429 f)

Lesenswert und von hoher Aktualität sind die von Frankemölle unter der Überschrift „Bibel und Koran lesen“ ausgeführten Gedankengänge, die zum Nachdenken anregen und zur Diskussion herausfordern. Als Schlaglichter dieses Kapitels sind zu nennen: die Standortvergewisserung / die Intention des Autors, die aktuelle Koranforschung mit den wichtigen hermeneutischen Fragestellungen, die Frage nach dem Islam als eine Religion der Gewalt oder Religion des Friedens, die Fundamentalismus-Thematik angesichts der politischen Herausforderungen in der islamischen Welt, der Wahrheits- und Absolutheitsanspruch und die so wichtige Frage der Religionsfreiheit für den Religionenfrieden in unserer Zeit.

Das Buch endet mit einem „Ausblick: ‚Abrahamische Ökumene‘?!“. Aufgrund der unterschiedlichen Rezeption des biblischen Abraham in Bibel und Koran kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, dass „Ibrahim nicht Abraham ist“. Diese Prämisse gilt es zu berücksichtigen und zu bedenken, wenn man die beliebten Wendungen „abrahamische Ökumene“ bzw. der „abrahamische Religion“ verwendet.

Hubert Frankemölle hat mit diesem Buch, das durch die sehr schön ausgewählten zahlreichen farbigen Abbildungen einen Mehrwert besonderer Art hat, einen Meilenstein gesetzt für alle diejenigen, die an der interreligiösen Begegnung teilnehmen oder teilnehmen möchten, und die, die am Verhältnis von Juden, Christen und Muslimen und den gemeinsamen Wurzeln der monotheistischen Religionen interessiert sind.

Didaktisch ist das Buch, blickt man auf die zahlreichen Querverweise und Literaturhinweise, sowohl Arbeitsbuch wie fundiertes Handbuch; es eignet sich für Religionslehrerinnen und -lehrer und kann mit großem Gewinn auch von Islamwissenschaftlern, Religionswissenschaftlern, Theologen und an einer Theologie der Religionen Interessierten gelesen werden.

Günter Riße

Celalettin Kartal
Deutsche Yeziden
Geschichte – Gegenwart – Prognosen

Religionen aktuell 17
Marburg: Tectum Verlag. 2016
149 Seiten
19,95 Euro
ISBN 978-3-8288-3676-1

Die brutale Verfolgung der Yesiden durch das islamistische Terrorregime IS in Syrien und Irak hat diese religiöse Gemeinschaft einer breiten Öffentlichkeit in Deutschland etwas bekannt gemacht. Doch wer sind die „Yesiden"?

Diese Frage ist nicht einfach zu beantworten. Im Deutschen gibt es zunächst keine einheitliche Schreibweise: Jesiden oder Yeziden oder Ezidi oder Yesiden oder Yezidi. Der Forschungsstand zu dieser „Religionsgemeinschaft", „Religionskultur", „Volk", „Ethnie", „Religion" ist uneinheitlich und divers.

Das renommierte Oxford-Lexikon der Weltreligionen erläutert unter dem Stichwort „Yezidis": „eine religiöse Gemeinschaft, die unter den Kurden des Irak, der Türkei, Syriens, Deutschlands, Armeniens und Georgiens verbreitet ist. Ihren Kern bildete eine muslimische Sufi-Bruderschaft, die im Irak durch den arabischen Sayh Adi b. Musafir (ca. 1075-1162), einen Nachkommen der Umayyaden-Kalifen gegründet worden war. Im 14./15. Jahrhundert entstand daraus eine eigenständige Religion und wurde von mehreren halbunabhängigen kurdischen Stämmen angenommen. Die Expansion des Osmanischen Reiches und die daran anschließenden Verfolgungen verursachten massive Übertritte zum Islam. (…). Das besondere Merkmal der Religion – ein monotheistischer Glaube, der viele jüdische, christliche und muslimische Traditionen übernommen hat – ist der Glaube, dass der wegen seines Ungehorsams gefallene Engel Lucifer von Gott begnadigt wurde und dass diejenigen, die ihn verehren, die Auserwählten der Menschheit sind. (…) Der Glaube an die Seelenwanderung (im schlechten Fall wandern sie in Tiere) spiegelt äußere Einflüsse wider. Den Yezidis ist es verboten, den Begriff Satan zu benutzen. (…) Die Yezidis, die bis vor kurzem illiterat waren, beziehen sich bei ihrem religiösen Erbe auf mündliche Traditionen."

Es ist das Verdienst des Autors Celalettin Kartal, den vorläufigen Wissensbestand zu den Yeziden (ich folge dieser Schreibweise) in seinem Buch von Anfang 2016 „Deutsche Yeziden" ausführlich zusammengetragen zu haben. Über sich selbst schreibt der Autor am Ende seines Buches: „Celalettin Kartal ist in der Türkei geboren. Mit 14 Jahren kam er in die Bundesrepublik Deutschland. Er ist seit 1993 eingebürgert. Im September 2001 wurde er zum Dr. jur. promoviert. Sieben Jahre hat er an der Universität als Lehrbeauftragter gelehrt. Kartal ist spezialisiert auf Forschungsbereiche wie z. B. Islam, Menschenrechte, Integration sowie Eziden."

Kartal stellt die Geschichte und Gegenwart der Yeziden ausführlich vor. Rund 50 000 sollen in Deutschland leben. Der Verfasser benennt folgende Charakteristika dieser Religion:

- Yeziden glauben an einen Gott und seinen „Chefengel“ (Tawisi Melek) sowie sechs weitere Engel.
- Es gibt für die Yeziden keine „negative Macht“ (Satan, Teufel, Hölle).
- Yeziden glauben an die Seelenwanderung und jede/r Yezide muss sich einen „Jenseitsbruder“ aussuchen.
- Als Yezide wird man in eine Kaste/Schicht hineingeboren und darf nur innerhalb dieser Gruppe heiraten.
- Der Glaube der Yeziden findet sich wieder in Traditionen, Geschichten, Hymnen, Gebeten, Legenden, d.h. in oral überlieferten Texten.
- Jeder Yezide sollte einmal im Leben eine Pilger- bzw. Wallfahrt nach Lalish unternehmen.
- Hohe Werte des Yezidentums sind: Pazifismus, Respekt, Ehrlichkeit, Wahrheit, Toleranz, Gleichheit und Gerechtigkeit.
- Das Yezidentum ist nicht missionarisch, kennt keinen Fanatismus und erhebt keine Absolutheitsansprüche.

Kartal diskutiert die Zukunftschancen des Yezidentums: „Als Religionsgemeinschaft, die auf oraler Tradition fußt, müssen sie sich neu erfinden, wenn sie in der westlich liberal-säkularen Gesellschaft überleben wollen.“ (11) Dazu macht Kartal Reformvorschläge: Reduktion der Kasten auf zwei und dann deren Auflösung und damit einhergehend die Auflösung der Heiratsregeln; Öffnung des Yezidentums nach außen und die Entwicklung einer verbindlichen modernen Theologie mit dem Ziel, ein Buch für alle Yeziden zu erarbeiten.

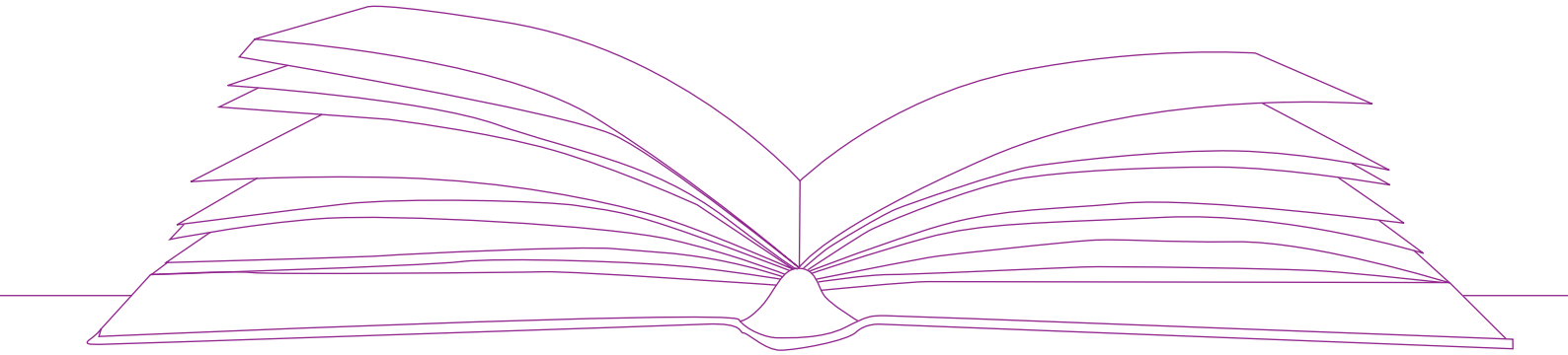
Fazit: Obwohl Celalettin Kartal sich unzureichend zu seiner Person und zur Herkunft seines Wissens über die Yeziden äußert, sich in seinen Darlegungen wiederholt, immer wieder vage verbleibt und nur Andeutungen macht, ist sein Buch zu empfehlen. Die recht unbekannte Religionsgemeinschaft der Yeziden wird hier ausführlich vorgestellt und Kartal gelingt es, kenntnisreich den Lesenden mit den Yeziden vertraut zu machen.

Thomas Wagner

Impressum

Autorinnen und Autoren

Brose, Dr. Thomas / Berlin
Brüggenthies OSB, Sr. Raphaela / Eibingen
Diefenbach, Dr. Manfred / Limburg
Fresacher, Prof. Dr. Bernhard / Mainz
Hauser, Prof. Dr. Linus / Emsdetten
Heidrich, Dr. Christian / Nußloch
Helmer, Dr. Matthias / Fulda
Huber-Rudolf, Dr. Barbara / Dreieich
Kaldewey, Rüdiger / Saarbrücken
Kläver, Prof. Dr. Magdalene / Wiesbaden
Körlings, Heribert / Herzogenrath
Lanz, Dr. Friederike / Limburg
Langenhorst, Prof. Dr. Georg / Augsburg
Lindner, Sebastian / Frankfurt am Main
Löbbert, Dr. Heribert / Glashütten
Löser SJ, Prof. Dr. Werner / Frankfurt am Main
Lorenz, Dr. Johannes / Kronberg / Ts.
Mandry, Prof. Dr. Christof / Frankfurt am Main
Herzberg, Dr. Stephan / Frankfurt am Main
Menges, Thomas / Limburg
Müller, Dr. Helmut / Vallendar
Müller-Fieberg, Dr. Rita / Bergisch Gladbach
Nagel, Günter / Giesen
Neuhaus, Prof. Dr. Gerd / Essen
Nordhofen, Prof. Dr. Eckhard / Heldenbergen
Perrar, Hermann-Josef / Aachen
Preuß, Dr. Dirk / Frankfurt am Main
Proft, Dr. Ingo / Vallendar
Reißmann, Alexandra / Limburg
Riße, Prof. Dr. Günter / Bonn
Ruelius, Dr. Peter-Felix / Schlangenbad-Georgenborn
Rüttenauer, Prof. Dr. Alban / Vallendar
Schmidt, Prof. Dr. Bernward / Frankfurt am Main
Schmiedl ISch, Prof. Dr. Joachim / Vallendar
Scholz, Dr. Stefan / Frankfurt am Main
Thelen-Eiselen, Andreas / Koblenz
Valentin, Prof. Dr. Joachim / Frankfurt am Main
Velthaus-Zimny, Prof. Dr. Andrea / Mainz
Verhülsdonk, Dr. Andreas / Düsseldorf
Voigt, Albrecht / Dresden
Vörckel, Dr. Karl / Grünberg
Wagner, Dr. Thomas / Frankfurt am Main
Zimmermann, Prof. Dr. Mirjam / Mainz



EULENFISCH Literatur 2/2016

Herausgeber
Andreas von Erdmann

Chefredakteur
Schulamtsdirektor i.K. Martin W. Ramb

Redaktion
Thomas Menges

Korrektorat
Alexandra Reißmann

Verlag
Verlag des Bischöflichen Ordinariats Limburg
Roßmarkt 12, 65549 Limburg
verlag@bistumlimburg.de

Grafik Design und Fotos
Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Redaktionsanschrift
Bischöfliches Ordinariat Limburg
Dezernat Schule und Bildung
Roßmarkt 12, 65549 Limburg
Fon 06431-295-424, Fax 06431-295-237
E-Mail eulenfisch@bistumlimburg.de

ISBN
978-3-944142-22-7

ISSN
2199-7020

Ausgabe 16 (2_2016) 9. Jahrgang
Eulenfisch Literatur erscheint halbjährlich als PDF

© Verlag des Bischöflichen Ordinariats, Limburg/Lahn 2016

Bistum Limburg

Zu lesen unter
www.eulenfisch.de/archiv/eulenfisch-literatur-archiv

Bistum Limburg

ISBN 978-3-944142-22-7